

Eine kurze (Problem-)Geschichte des Mem

Kai Denker/Nick Nestler

›Jedermann weiß‹, was ein Mem ist: Es sind Bild-Text-Gefüge, die sich ebenso schnell verändern, wie sie sich in sozialen Netzwerken verbreiten. Sie sind kurzlebig, lustig, spielerisch, ironisch, individuell, anarchisch, künstlerisch, manchmal politisch und spezifischer Ausdruck der Netzkultur. Sie sind aber auch kleine Einheiten kultureller Information, analog zu den Genen als Träger der Erbinformation. Sie treten als ganze Mem-komplexe (›Memplex‹) auf, die sich gegenseitig stabilisieren und langlebig sind, etwa der Memplex der Religion. Überhaupt lassen sich alle kulturellen Inhalte als Meme beschreiben. Und sie sind *viral*: Als Viren des *Geistes* infizieren sie unsere *Gehirne*, sagt man. Sie werden in »bewusster Auseinandersetzung« (Shifman 2014: 44) mit anderen Memen erstellt, etwa durch Nachahmung, wenn sie als Videos Verbreitung finden. Sie werden bei Partys auf Sylt, in Sportvereinen oder bei Weihnachts- und Karnevalsfeiern nachgesungen. Sie landen in einschlägigen Foren, dem Familienchat und manchmal sogar als Sticker auf dem Laternenmast. Definitorisch gerät man schnell ins Schwimmen: Mal sind es (abstrakte) Einheiten kultureller Inhalte, die in Gehirnen leben. Mal sind es konkrete Ausdrücke, wie das Nachsingen einer Melodie oder die Imitation eines Stils. Sie gelten als wesentlich *digital*: Manchmal sind es einzelne digitale Artefakte, manchmal ist gleich eine ganze Gruppe formalästhetisch ähnlicher digitaler Artefakte ein und dasselbe Mem – und manchmal geht es gleich um eine ganze memetische Praxis. Meme bestehen aus Text und Bild, ... aber nicht immer. Manchmal fehlt das Bild, manchmal der Text. Sie sind harmlos und gefährlich zugleich, weil sie so witzig, überraschend und kreativ sind – und dabei wiederholen sie sich ständig. Meme veralten, so scheint es, noch schneller als Witze. Aber natürlich sind Meme bereits deshalb gefährlich, weil sich die extreme Rechte ihrer bedient, um ihre Inhalte zu verbreiten, während ›die Linke‹ – so ein Gemeinplatz der Netzkultur – nicht ›memen‹ können. Kurz: ›Jedermann weiß‹, was ein Mem ist, zumindest erkennt man Meme, wenn man sie sieht. Wer aber nachfragt, erhält heterogene Beschreibungen, keine deutlichen Definitionen. Es ist bereits unklar, wie wir das »Phänomen« (Nowotny/Reidy 2022) überhaupt nennen sollen: Mem, Internet-Mem, Internet-Bild-Mem, Imagemakro? Oder machen das nur ›Boomer‹ so und wir sollten doch lieber den Anglizismus ›meme‹ verwenden? Vielleicht haben wir hier zwei Begriffe vermischt und es gibt Meme und *memes*? Das legt zumindest der Duden nahe, dem wir hier aber nicht folgen wollen: Meme wären demnach Einheiten kultureller Information, wäh-

rend *memes* eben das Internetphänomen darstellen.¹ Oder der Übergang von Memen zu *memes* wäre selbst memetisch – wobei nicht klar ist, was das heißen soll – und es gibt einfach eine »Mutation« im Begriff? Dann ist der Begriff des *memes* ein Mem. Diese Andeutung finden wir auch gelegentlich in der Literatur (vgl. etwa: Hofstadter/Dennett 1981: 145), finden sie aber nicht hilfreich, da sie wenig erklärt: Ist der Begriff *meme* ein Mem vor oder nach dieser Mutation? Im ersten Fall ist die Autologie trivial, insoweit Begriffe Ideen und Ideen Meme wären, im zweiten Fall ist sie falsch: Der Begriff eines *memes* ist vielleicht ein Mem, aber bestimmt als Begriff kein witziges Bild oder Video. Oder worin genau besteht die begriffliche Mutation von einer Einheit kultureller Information – also einer Entität, die nur in Repräsentationen gegeben ist – zu einem digitalen Artefakt – also zu einer Einheit, die selbst nur Repräsentation ist? Wir werden zeigen, dass sich deren Zusammenhang nicht auf eine Mutation der Begriffsverwendung beschränken lässt. Begrifflich ist das Mem ein störrischer Begriff, der zwischen zwei kategorial unvereinbaren Begriffsinhalten changiert, was sich an einer Problemgeschichte des Mem, die wir in dieser Einleitung unternehmen, nachvollziehen lässt. In jedem Fall findet man in der heutigen Verwendung des Begriffs in einer Hinsicht Einigkeit: Man kann mit Memen strategisch kommunizieren – über das gesamte politische Spektrum hinweg – auch wenn diese Einigkeit nicht lange anhält, da doch »jedermann« sofort sieht, dass sie absurd sind.²

Der vorliegende Band ist das Ergebnis eines Workshops zur interdisziplinären und philosophischen Erforschung von Memen, der unter dem Titel »Digitale Bilderkämpfe: Workshop zur philosophischen und interdisziplinären Mem-Forschung« im November 2022 an der TU Darmstadt im Kontext des BMBF-geförderten Verbundvorhabens »Meme, Ideen, Strategien rechtsextremistischer Internetkommunikation« (MISRIK) stattfand. Die thematische Ausrichtung des Workshops hebt das Kernproblem unserer damaligen Überlegungen deutlich heraus: Es gibt sicher eine Memforschung, was die vielen Monografien und Fachartikel der letzten Jahre beweisen. Und sie ist sicher interdisziplinär, da keine einzelne Disziplin die Memforschung für sich beanspruchen kann – auch nicht die gescheiterte »Memetik«, die versuchte, eine interdisziplinäre Leitwissenschaft zu werden. Zwar hatte diese es nicht geschafft, die Rede vom Mem als ein neues wissenschaftliches Paradigma zu etablieren, aber es ist vielleicht ihr zu verdanken, dass sich in einigen Disziplinen ein gewisses Interesse am Mem erhalten hat – am stärksten sicher in den Kultur- und Medienwissenschaften, die das Thema gerne für sich beanspruchen.

1 Während das »Mem« eine sich durch Imitation verbreitende kulturelle Einheit sei, kennt der Duden unter einem eigenen Lemma das »Meme« mit der alternativen Schreibweise »Mem« (!), was ein witziges Bild oder Video sei, das in sozialen Netzwerken verbreitet werde. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Mem> bzw. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Meme> (letzter Zugriff am 28.10.2024).

2 Für das Landgericht Bayreuth, das Internet-Bild-Meme offenbar »Karikaturen« nennt, sind sie so absurd und durchschaubar, dass sie keine Volksverhetzung darstellen können. Vgl. Queer.de: »Gericht: Queerfeindliche Karikatur keine Volksverhetzung«, https://www.queer.de/detail.php?article_id=51230 (letzter Zugriff 28.10.2024). Leider kannte das Gericht (noch) nicht das von Vincent Knopp et al. besorgte Lehrbuch über *Rechtsextreme Meme*, das das fragliche Mem klar verortet (vgl. Knopp et al. 2024: 210).

Interdisziplinarität bedeutet aber nicht die Auflösung von einzelnen Disziplinen, sondern ihren fruchtbaren Austausch, d.h. sie setzt Disziplinarität voraus. Die Frage nach interdisziplinärer und philosophischer Mem-Forschung bedeutet also zweierlei: Gibt es eine philosophische Memforschung? Oder wenn nicht: Wie könnte sie aussehen? Und zweitens: Was kann die philosophische Memforschung interdisziplinär lernen und beitragen?

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war damals eine Unsicherheit: Ist die genuin philosophische Beschäftigung mit Memen möglich und fruchtbar? Beseitigt hat der Workshop unsere Unsicherheit nicht. Denn nach zwei intensiven Tagen hat sich keine klare Linie einer entschieden philosophischen Beschäftigung mit Memen abgezeichnet – zumindest nicht, wenn man erwartet hätte, dass eine bestimmte philosophische Teildisziplin sich klar als zuständig gemeldet hätte. Auch konkrete Methoden zeigten sich nicht. Für die zweite Frage sah der Befund erfreulicher aus: Memforschung im Austausch mit der Philosophie ist fruchtbar und im besten Sinne irritierend. Auch wenn Philosophie sich hüten sollte, als Begriffspolizei aufzutreten, trägt sie doch dazu bei, die Memforschung begrifflich zu irritieren, zur Klarheit zu treiben und zur Reflexion zu zwingen, wo jene sich allzu oft auf die empirische Beschäftigung mit Memen allein zu beschränken sucht: Die sammelnde Beschreibung memetischer Phänomene ist nur ein spannender erster Schritt, auf den eine theoretische Arbeit folgen muss, die aber die Memetik auch nicht einfach wiederholen darf.

Uns hat das Definitionsproblem lange nicht losgelassen: Auf Leibniz geht die berühmte Unterscheidung klarer und dunkler Begriffe zurück. Klare Begriffe sind solche, deren Gegenstände wir klar unter sie fassen, d.h. sie eindeutig als Fall des Begriffs erkennen können, während dunkle Begriffe solche Urteile nicht gestatten. Klare Begriffe unterteilt Leibniz in deutlich und verworren: Deutlich ist ein Begriff, wenn wir seine Eigenschaften aufzählen können, sonst ist er verworren. Dies gilt auch für den Begriff des Internet-Mems: Wir erkennen ein Mem, wenn wir es sehen, aber eine deutliche Definition seiner Eigenschaften fällt schwer. Wir sehen uns mit einer Reihe von Herausforderungen konfrontiert, die aus dem Definitionsproblem fließen:

- das Individuationsproblem: Was ist *ein* Internet-Mem? Handelt es sich um ein einzelnes digitales Artefakt (eine Datei)? Oder ist das eine Mem das, was sich als kultureller Inhalt in Serien von Bildern zeigt? Was ist dann *eine* Serie?
- das Unterscheidungsproblem: Wie unterscheiden wir zwischen Memen? Wann sind zwei Internet-Meme also gleich oder verschieden? Wie sehr dürfen sich digitale Artefakte verändern? Sind sie etwa nur dann gleich, wenn es die exakte digitale Kopie einer Datei bleibt – und wenn nicht: Welche Veränderungen dürfen vorgenommen werden? Und was bleibt gleich, wenn wir uns entscheiden, Meme als Serien von digitalen Artefakten aufzufassen?
- das Urteils- oder Subsumtionsproblem: Woran erkennen wir ein Internet-Mem als einem bestimmten ›Typ‹ und nicht einem anderen zugehörig? Ist das Mem in der Abbildung 1 ein »Wolverine«-Mem? Ein »Guy Sipping Beer on a Couch«-Mem? Oder ist es ein neues Mem? Und wie hängen diese Optionen zusammen? Oder handelt es sich gar nicht um ein Mem? Wie erkennen wir, ob Meme in Serien zusammengehören und wie teilen wir diese Serien ein, wenn sie anscheinend ständig ineinanderfließen?

- das Analyseproblem: Wie ist ein Mem strukturiert? Wie machen wir am Mem Unterscheidungen? Wie können wir es bildsprachlich aufschlüsseln? Offenbar hat das Mem in der Abbildung 1 verschiedene Bildebenen, die sich auch in ihrem Stil unterscheiden. Schlüsseln wir dies anhand einzelner Meme als digitaler Artefakte auf oder nehmen wir hier stilistisch und bildsprachlich durchaus heterogene Serien in den Blick?
- das Interpretationsproblem: Was bedeutet ein Mem? Wie können wir ein Mem verstehen? Welche Unterscheidungen, die wir an einem Mem machen können, sind bedeutungstragend? Welche Unterscheidungen zwischen Memen informieren uns über seine möglichen (und unmöglichen) Interpretationen? Wie viel Hintergrund- oder Kontextwissen ist erforderlich?

Abbildung 1: »Wolverine Sipping Beer on a Couch«



Quelle: <https://knowyourmeme.com/photos/2979250-guy-sipping-beer-on-a-couch-stock-image> (letzter Zugriff: 5.1.2025).

Eine Alternative lautet, nicht mehr zu fragen, was ein Mem ist, sondern wie die Praxis des »Memens« funktioniert: Wenn wir schon nicht über das Vorverständnis hinauskommen, so können wir doch vielleicht klare Beschreibungen der Praxis einer strategischen Kommunikation mit Memen gewinnen. Im Vorhaben MISRIK hat sich das Vorgehen schließlich auf Internet-Bild-Meme verengt und methodisch ausdifferenziert: Die Philosophie versuchte weiter das Definitions- und Analyseproblem zu lösen und die Struktur von Internet-Bild-Memen aufzuklären. Die Politikwissenschaft fokussierte die kommunikativen Mechanismen, mit denen in Internet-Bild-Memen politische Inhalte und Narrative transportiert werden und schließlich welche politischen Ideen damit verknüpft sind. Und die Ethnologie beobachtete die rechte Mempraxis mit

digitaler Ethnographie. Für alle drei Ansätze blieb das Internet-Bild-Mem begrifflicher Schnittpunkt, allerdings bewusst nicht überanalysiert: Ein Internet-Bild-Mem ist ein Mem, das online in Bildform (ggf. mit Text) auftritt. Später wurde deutlich, dass wir hier die bekannte Unterscheidung von Ausdruck, Inhalt und Pragmatik wiederholt hatten (vgl. Denker et al. 2024). Das Problem des Mems wurde zu einem Komplexproblem (vgl. Hubig 2015): Gemeint sind Probleme, die sich nur in einem interdisziplinären Setting bearbeiten lassen, gerade weil keine Disziplin allein eine umfassende Perspektive einnehmen kann. Diese alles andere als losen Fäden führt der vorliegende Band ebenso zusammen, wie er sie mit Perspektiven aus Fachdisziplinen außerhalb der Philosophie ergänzt, darunter Politikwissenschaft, Soziologie, Ethnologie, Kultur- und Medienwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Kunstgeschichte, Germanistik und Biologie.

Eine kurze Geschichte des Mem

Es lohnt sich, eine kurze Geschichte des Membegriffs zu skizzieren: Die Standarderzählung führt die Rede vom Mem auf den britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins zurück und diagnostiziert eine grobe, eher terminologische Übernahme für die Rede vom Internet-Mem. Die Standarderzählung unterschlägt begriffliche Vorläufer und verzerrt die Entstehung und Entwicklung des Membegriffs. Diese wollen wir im Folgenden schlaglichtartig rekonstruieren.

Vorgeschichte

Der Membegriff reicht bis in das frühe 20. Jahrhundert zurück, wo er auf eine Problemstellung³ innerhalb der Biologie verweist: Nach der Wiederentdeckung der Mendel'schen Vererbungsregeln und dem beginnenden Siegeszug des Darwinismus stellte sich in zunehmender Schärfe die Frage nach der Aufteilung ererbter und erworbener Eigenschaften von Organismen. Für die ererbten Eigenschaften etablierte sich mit den Arbeiten von Wilhelm Johannsen (1857–1927) bald neben der Unterscheidung von Genotyp und Phänotyp der Begriff »Gen«, wobei diesem zunächst noch kein materielles Substrat zugeordnet werden konnte. Der Begriff erlaubte es aber, semantischen Ballast – etwa den des Begriffs »Merkmale« – zu vermeiden. Problemgeschichtlich verengte er also die Erbmerkmale auf eine Mendel'sch-Darwin'sche Perspektive. Entscheidend ist für uns hier, dass »Gen« dabei eine abstrakte Größe ohne Realgründe blieb: Zwar hatten Färbungsversuche schon im 19. Jahrhundert die Chromosomen zu identifizieren erlaubt, jedoch konnte zunächst nicht überzeugend dargelegt werden, dass diese die Gene als Träger der Erbinformation versammeln. Dies gelang erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und fand seinen Abschluss in der Aufklärung der Struktur der DNA im Jahr 1953.

3 Wir verfolgen das »Mem« hier weniger begriffsgeschichtlich und fragen auch nicht nach einer Geschichte der Definitionen, sondern wir fokussieren eine Problemgeschichte, wobei wir uns grob an Deleuze/Guattari (2000: 21ff) orientieren: Begriffe werden geschöpft, um Problemfelder aufzuteilen, d.h. sie sortieren diese Felder in Komponenten und schließen Teile des Problemfeldes ebenso ein wie aus.

Die Abstraktion des Genbegriffs deutet die Analogisierung des Problemfelds für erworbene Eigenschaften an: Was das Gen *per definitionem* für ererbte Eigenschaften ist, müsste analog für die erworbenen Eigenschaften identifiziert werden. So versuchte etwa der deutsche Zoologe und Evolutionsbiologe Richard Semon (1859–1918) 1904 in *Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens*, das Gedächtnis eines Organismus unter den Begriff der »Mneme« (von alt-gr. Μνήμη, Gedächtnis, auch: die Muse der Erinnerung) zu fassen und ererbte und erworbene Eigenschaften aufzuteilen. Die nach einer titanischen Muse benannten Mneme definierte Semon als Träger der Vererbung ererbter und ererbter Eigenschaften, womit er Aspekte des späteren Membegriffs vorwegnahm. Er unterscheidet Engramme von Mnemen. Engramme sind die »engraphische Wirkung« von Reizen, die sich in den Organismus einschrieben. Sie können ererbte oder erworbene sein (vgl. Semon 1904: 21). Die Mneme sind die »Summe« dieser Engramme, »wobei die Unterscheidung einer ererbten und einer individuell erworbenen Mneme sich von selbst ergibt« (ebd.). Es stellt sich dabei das Problem der Lokalisation der Mneme. Semon fragt bewusst nicht nach der Substanz oder dem Substrat der Mneme, was er mit neueren Überlegungen der Physik, nicht nach Teilchen, sondern nach Energiefeldern zu fragen, rechtfertigt (vgl. ebd.: 138). Er führt beispielhaft Organismen an, die zerteilt dennoch in der Lage sind, ein vollständiges Individuum wiederherzustellen und folgert, dass die Mneme offenbar in jedem Teilstück der jeweiligen Organismen vollständig enthalten sein müssen (vgl. ebd.: 139). Für die ererbten Mneme gilt dann, dass diese sich in Teilstücken bis hin zu Keimzellen und überhaupt einzelnen Zellen eines Organismus finden lassen müssen (vgl. ebd.: 142). Dies könnte aber nicht für die Gesamtheit der »individuellen Mneme des ganzen Organismus« (ebd.: 144) gelten, denn von den erworbenen Mnemen findet sich offenbar nichts in den Keimzellen (vgl. ebd.: 145f), womit eine Aufteilung der Felder der Merkmale eines Organismus deutlich herausgestellt ist. Da sich aber individuell erworbene Mneme finden lassen, eben da Reize engraphisch wirken, also neu erworbene Engramme bewirken können, stellt sich die Lokalisationsfrage hier schärfer. Semon bemerkt, dass die Forschung zumindest für »Erinnerungsbilder« bei höheren Wirbeltieren die Großhirnrinde als entsprechenden Ort identifiziert habe, da sich »Krankheiten des ›Gedächtnisses‹« (ebd.: 146) mit Veränderungen der Großhirnrinde oder enger abgegrenzten Teilen des Gehirns in Verbindung bringen ließen, bis hin zu der (auch seinerzeit umstrittenen) Einsicht, dass die »Zahl der Großhirnzellen einen direkten Schluss auf die Zahl der [möglichen] Erinnerungsbilder« (ebd.: 147) zumindest nahelegt.

Ohne die jeweilige Frage nach den Substraten ererbter und erworbener Mneme lösen zu können, zeigt das Lokalisationsproblem deutlich Semons Absicht, für ererbte und erworbene Merkmale einen gemeinsamen Begriff zu finden: Inwieweit sich diese der Substanz nach unterscheiden, ist unerheblich, da alle möglichen Substanzen Merkmale des dadurch letztlich unterbestimmten Begriffs sind, der damit eher eine Denkbewegung und weniger eine Definition darstellt. Die Substanzen unterscheiden sich etwa der Lokalisation nach, sind aber ihrer Phänomene nach wenigstens analog und werden im Begriff zusammengezogen. Dass uns heute eine strenge Aufteilung von vererbten Genen und erworbenen Eigenschaften, die Semon seinerseits beide unter Mneme fasste, so vertraut erscheint, könnte die bei ihm zentrale Analogie zwischen Erbanlage und Gedächtnis verwischen. Auch wenn sich Semons Mneme-Modell gegen die Genetik letztlich nicht

behaupten konnte, sind in ihr Problemschemata angelegt, die uns im Folgenden immer wieder begegnen werden. Eines dieser Schemata ist die Suche nach einem materiellen Substrat: Mit den Fortschritten in der Biologie, die letztlich zur Identifikation von Genen mit Sequenzabschnitten von DNA-Molekülen führte, womit sich die Trennung vererbter und erworbener Eigenschaften (zumindest ungeachtet der Einsichten etwa der Epigenetik) vertieft, stellte sich immer schärfer die Frage nach einem möglichen materiellen Substrat erworbener Merkmale, kurz: der Gedächtnisinhalte.

Hier stößen wir auf die kurze Arbeit des österreichischen Physikers, Kybernetikers und Philosophen Heinz von Förster (1911–2002), die er 1948 als Heinz Förster veröffentlichte: *Das Gedächtnis. Eine quantenphysikalische Untersuchung*, in der er den Begriff »Mem« (auch terminologisch) schöpft, um das Gedächtnis in Analogie zum Gen zu untersuchen (vgl. Förster 1948). Anders als Semon teilt Förster also nicht Mneme in ererbte und erworbene Merkmale auf, sondern setzt, da sich das Gen begrifflich bereits klar etabliert hatte, mit seiner Analogie auf anderer Ebene an: Er stellt das Mem dem Gen gegenüber. Hierzu sollen »quantentheoretische Überlegungen auf biologische Vorgänge« (ebd.: 20) angewendet werden. Dies sei nicht nur nicht neu, sondern habe sich im Fall der Gene als »Träger der Erbmerkmale« bestätigt. Dies solle, so von Förster weiter, im »Anschluß an diese Gedanken« auch für die »Träger der Erinnerungsmerkmale« vorgenommen werden. Ge-meint ist, »Meme« (von »Memorie=Erinnerung«) durch »quantisierte [...] Mikrozustände der Materie zu erklären« (ebd.: 18).⁴ Die »Imprägnation« eines Mems sei als Erhöhung des Energiezustands zu verstehen, was durch Differentialgleichungen zu beschreiben sei (vgl. ebd.: 2). Förster beschreibt damit Bewusstseinsinhalte, die aus »Elementarbewußtseinsinhalten« (kurz: »EI«) bestünden und zu denen – zunächst noch – »hypothetische Träger« (ebd.: 1) anzunehmen seien. Diese Träger würden mit den EI »imprägniert« und die Erhaltung der EI geschehe durch ihre Übertragung auf weitere »freie« Träger. Dies gibt für Förster Anlass dazu, die Flüchtigkeit der EI zu untersuchen (vgl. ebd.: 21f), die z.B. bei »erhöhter Körpertemperatur« (ebd.: 22) zunehme, was deutlich auf seinen Versuch verweist, ihren (quanten-)physikalischen Charakter auszuweisen. Entsprechend ist es für ihn auch sinnvoll, von der »Größenordnung der Lineardimension von einer Memzelle« zu sprechen, die übrigens mit »etwa zu 10^{-4} cm an[zu]geben« (ebd.: 23f) sei, was umgekehrt auf die Speicherkapazität der Großhirnrinde, die ja auch mutmaßlich Orte der Mneme war, verweise. Försters Begriffsschöpfung bedient sich also aus der Physik stammender Komponenten und organisiert die Analyse des Mems entlang dieser Überlegungen. Auch hier ist das Mem eher eine Denkbewegung, die Überlegungen der Physik organisiert, weniger eine klare und deutliche Definition. Bei Förster bilden Gene und Meme eher eine Art Äther, ein Medium für die jeweiligen Inhalte, die

4 Förster beruft sich hier auf Erwin Schrödinger, der 1944 in *What is Life?* (1967) von aperiodischen Kristallen zur Beschreibung von Chromosomen gesprochen hatte (vgl. Förster 1948: 5). Diese dienen einem Organismus der Organisation von Chaos, also zur Verarbeitung von Entropie (vgl. Schrödinger 1967: 77). Anders als die Formulierung bei Förster teils nahelegt, spricht Schrödinger dort aber weder von Memen noch vom Gedächtnis. Die Analogisierung von Mem und Gen stammt von Förster: »In Analogie zu der von Delbrück, Schrödinger u.a. entwickelten Auffassung, das ›GEN‹, den Träger der Erbmerkmale, als Quantenzustand eines Großmoleküls (Aperiodischer Kristall) zu deuten, wird hier das ›MEM‹, der Träger der Erinnerungsmerkmale, als ein verschiedener Quantenzustände fähiger Mikrokomplex aufgefaßt.« (Förster 1948: 1).

jeweils Erbmerkmale bzw. Erinnerungsmerkmale trägt: Die EI sind an Träger gebunden, eben die Meme. Försters Begriff teilt das Problemfeld also anders auf als bei Semon. Was sich hingegen fortsetzt, ist die Gen/Mem-Aufteilung mit ihren Konsequenzen für die Vorstellungen von Bewusstseins- bzw. Erinnerungsinhalten.

Es zeichnete sich hier also eine Aufteilung der Weitergabe von Fähigkeiten i.w.S. über biologische Vererbung einerseits und Lernen andererseits ab. Während die biologische Vererbung sich als Weitergabe genetischer Informationen mithilfe genetischer Molekülverbände (DNA, Chromosomen) eine materielle Basis verschaffte, erfolgt die Weitergabe durch Erleben erworbener Fähigkeiten und Eigenschaften durch Wiederholung in einem Lernprozess, der in der Aufnahme von Reizen (Semon), ein »von den Sinnesorganen aufgenommenes Ereignis« (Förster 1948: 25) besteht. Offen blieb, wie (nicht unbedingt: wo) genau die Mneme bzw. Meme als materielles Substrat im Organismus verortet sind. Wo Semon dies offenlassen muss, zielt von Förster auf eine quantenphysikalische Beschreibung des im Einzelnen noch ungeklärten Phänomens. Klar ist: Es geht um Sinneseindrücke und deren Nachahmungen, bei Förster sogar auf mikroskopischer Ebene: Meme als Träger von »Elementarbewußtseinsinhalten« bewahren diese »langlebig« (vgl. ebd.: 25), indem sie innerhalb des Organismus wiederholt und auf neue Meme »imprägniert« werden. Dabei findet eine »Transformation als Auswahl« (ebd.: 27) statt, wodurch entschieden wird, »warum man sich gerade das merkt und was anderes vergisst« (ebd.: 27). Mit Blick auf die weitere Entwicklung des Membegriffs sind hier zwei weitere »problematische« Eigenschaften zu beobachten: Meme bzw. die durch die getragenen Inhalte sind kurz- oder langlebig, und es findet offenbar ein Auswahlprozess statt, in dem die Meme bzw. ihre Inhalte in einem Konkurrenzverhältnis zu stehen scheinen. Es zeigt sich: Die meist Dawkins zugeschriebene Begriffsbildung, der wir uns im nächsten Abschnitt zuwenden, rekurriert begrifflich, terminologisch *und problematisch* auf Biologie und Kibernetik.

Dawkins' Replikatorentheorie

Der Mem-Begriff wird meist auf das Buch *The Selfish Gene* (1976, dt. *Das egoistische Gen*, erweitert und überarbeitet 1989, 2006)⁵ des britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins (* 1941) zurückgeführt. Um dessen Schöpfung des Membegriffs einordnen zu können, gilt es zunächst, das von Dawkins behandelte Problem herauszustellen. Dawkins Denkbewegung findet in einer anderen Situation als die Semons und Försters statt: Die Genetik, also die Lehre von der genetischen Vererbung von Eigenschaften, die nicht erst vom Organismus erworben werden, hatte sich etabliert und war ohne die Aufteilung in der Gen-Mem-Unterscheidung beschreibbar geworden. Die Chromosomentheorie der Vererbung hatte sich mit der Aufklärung der Struktur der DNA in den 1950er Jahren ohnehin endgültig durchgesetzt und eine biochemische Grundlegung erfahren. Die Frage nach dem materiellen Substrat der Erbmerkmale war damit gelöst: Es handelt sich um Abschnitte von Nukleinsäuren auf den DNA-Molekülen, die in Chromosomen organisiert sind. Gene sind dabei Baupläne für Proteine, die über einen komplizierten Mecha-

⁵ Wir zitieren *The Selfish Gene* hier nach der Jubiläumsausgabe, die 2006 bei Oxford University Press erschienen ist.

nismus in RNA überführt, in Aminosäuresequenzen übersetzt und schließlich zu funktionsfähigen Proteinen gefaltet werden. Hiermit beschäftigt sich die Molekulargenetik. Dawkins demgegenüber war in *The Selfish Gene* in erster Linie mit Fragen der Populationsgenetik befasst: Diese fragt nach Problemen evolutionärer Prozesse, also der Konkurrenz zwischen Genen, genauer: zwischen verschiedenen Varianten eines Gens, den Allelen. Während sich die oben genannte Mendel'sche Genetik mit dem Problem der Vererbung von Merkmalen in der sexuellen Fortpflanzung befasst und die Molekulargenetik das Problem des materiellen Substrats dieser Erbmerkmale adressiert, beschäftigt sich die Populationsgenetik (auch: Evolutionsgenetik) mit der Bewährung von Erbmerkmalen in den evolutionären Selektionsprozessen, die seit Darwin beschrieben werden. Die Darwin'sche Evolutionstheorie besagt, dass sich Arten im Laufe der Zeit durch natürliche Auslese (natürliche Selektion) verändern. Individuen innerhalb einer Art zeigen Unterschiede, sogenannte *Variationen*, die durch zufällige genetische Mutationen entstehen. Manche dieser Unterschiede beeinflussen, wie gut ein Individuum in seiner Umgebung überlebt und sich fortpflanzt. Die besser angepassten Individuen haben höhere Chancen auf Nachkommen und geben ihre vorteilhaften Merkmale an die nächste Generation weiter. Im Laufe vieler Generationen können sich so ganze Populationen verändern und an ihre Umwelt anpassen. Der Begriff Selektionsdruck beschreibt dabei die Umweltfaktoren, die auf eine Population einwirken und dabei bestimmte Merkmale begünstigen oder benachteiligen.

Dawkins' Einsatz ist zugleich ein Angriff auf die Idee der Gruppenselektion. Diese geht davon aus, dass der Selektionsdruck in der Evolution sich auf die Gruppe, nicht auf das Individuum bezieht (vgl. Dawkins 2006: 2). Diese Vorstellung beruhe, so Dawkins, auf einem Missverständnis, das deshalb in der Biologie populär wurde, da sie die Opferbereitschaft von Individuen für ihren eigenen Nachwuchs zu erklären verspricht (vgl. Dawkins 2006: 7): Entsprechend liege aus Sicht der Vertreter*innen der Gruppenselektion auch eine Opferbereitschaft für die eigene Gruppe nahe (vgl. ebd.). Dieser durchaus populären, von Dawkins aber abgelehnten Idee steht die Individuenselektion gegenüber, wobei Dawkins lieber von einer Selektion der Gene spricht. Anders als diese könne die Gruppenselektion (einem chronisch vagen Begriff, so Dawkins, vgl. ebd.: 34) nicht stabil sein: Eine Population von altruistischen Individuen würde schnell von »egoistischen« Individuen verdrängt. Genauer: Die altruistische Strategie, die der Gruppenselektion denknotwendig zugrunde liegen muss, ist nicht stabil, auch wenn sie wohl bestimmten moralischen Vorstellungen am ehesten entspreche (vgl. Dawkins 2006: 9). Dawkins macht hierzu ein spieltheoretisches Argument auf: In der Gruppenselektion lassen sich keine »evolutionary stable strategies« (ESS) formulieren, anders als für die Individuenselektion (vgl. Dawkins 2006: 8). Hierbei kommt es aber auch nicht auf die Individuen an, sondern auf die Gene. Diese seien die eigentlichen Entitäten, die einem Selektionsdruck unterlägen. Tatsächlich sei dieser Selektionsdruck weniger als ein »survival of the fittest«, sondern allgemeiner als ein »survival of the stable« zu verstehen (vgl. Dawkins 2006: 12). Das Problem der Stabilität betrifft hier weniger das Individuum, sondern das Gen bzw. dessen Allele, die miteinander in Konkurrenz stehen, aber auch miteinander kooperieren können – insbesondere, wenn sie verschiedene, aber füreinander günstige Merkmale betreffen. Sie können einander also verdrängen, aber auch langfristige Kooperationsbeziehungen aufweisen. Die Genselektion weist den Vorteil auf, dass sie – ohne

auf Annahmen der Gruppenselektion zurückzufallen – Selektionsprozesse über den individuellen Organismus hinaus zu erfassen erlaubt: Das Gen ›überlebt‹ das Individuum qua Fortpflanzung. Es bedient sich des individuellen Organismus als Vehikel zu seiner Ausbreitung: Ein Gen ist erfolgreich, wenn es in einer ESS so zum Überleben des Organismus beiträgt, dass dessen Verhalten zur Verbreitung des Gens beiträgt. Zugleich ist eine ESS erreicht, wenn jede Abweichung von ihr in der natürlichen Auslese nachteilig ist (vgl. ebd.: 69).⁶ Diese etwas umständliche Formulierung ist notwendig, um zu unterstreichen, dass es neben direkter Fortpflanzung auch andere Wege gibt, zur Verbreitung beizutragen, etwa ein ›Interesse‹ am Überleben genetisch hinreichend ähnlicher Individuen. Ein Stück weit kehrt die Gruppenselektion bei Dawkins also nicht als Altruismus, sondern als ein ›egoistisches‹ Interesse gemäß von Verwandtschaftsgraden wieder (Verwandtenselektion, vgl. Dawkins 2006: 94). Auch für Gruppen nicht oder nur gering verwandter Individuen gilt nach Dawkins: Auch diese sind nur dann für die Gene vorteilhaft, wenn die Beteiligung an der Gruppe vorteilhaft ist (vgl. ebd.: 166). Wie auch im Buchtitel wird hier eine sprachliche Geste Dawkins' deutlich: Seine Formulierungen legen eine Agentialität der Gene nahe, insoweit sie Interessen haben und gar egoistisch sein können. Dawkins betont dagegen immer wieder, dass es sich hierbei um Rhetorik handele, also um eine gefällige Formulierung, nicht um eine Art genetischen Panpsychismus: Das Verhalten von Genen lässt sich beschreiben, ›als ob‹ sie derartige Interessen oder Haltungen hätten. Tatsächlich handelt es sich, wie auch Sebastian Schuol in diesem Band hervorhebt, um einen ›blindlen‹, zufälligen Prozess, der ohne Ziel abläuft, sondern es setzen sich lediglich gut angepasste – laut Dawkins also: *stabile* – Gene durch.

Der Fokus auf Genselektion erzwingt nun eine für Dawkins zentrale Unterscheidung: Replikatoren und Vehikel. Replikatoren sind Entitäten, die sich selbst (in einem biochemisch geeigneten Milieu wie der ›Ursuppe‹, der ›primordial soup‹) vermehren können, indem sie Kopien von sich herstellen (vgl. ebd.: 15). Sind sie dabei erfolgreich und also stabil, verdrängen sie weniger erfolgreiche Replikatoren, was die natürliche Auslese angepasster Replikatoren zu einer Tautologie macht. Dawkins' Überlegung ist hier so allgemein formuliert, dass nicht einmal klar zu sein braucht, ob die ursprünglichen Replikatoren DNA, RNA oder Proteine waren (vgl. Dawkins 1999: 132), sondern es handelt sich um eine konzeptuelle Überlegung, die er in Genen realisiert sieht, da nur für diese Variation (durch ungenaue Kopien) und natürliche Auslese überhaupt erklärt werden können (vgl. Dawkins 2006: 33). Dawkins wiederholt hier eine Geste, die an die Modelltheorie der Mathematik erinnert: Nach dieser sind Theorien eine Menge von Aussagen, die etwa als formale Ausdrücke auf einer syntaktischen Ebene vorliegen. Modelle dagegen sind Realisierungen dieser Theorie, insoweit sie strukturierte Mengen sind, auf denen die Aussagen der Theorie zutreffen. Analog beschreibt Dawkins, wenngleich nicht formal, Eigenschaften von Replikatoren. Er argumentiert, dass diese auf Gene zutreffen müssen. Für Replikatoren gilt jedenfalls, dass sich diese den Vehikeln bedienen: Dabei handelt es sich um Mittel des Replikators, der die Kopie und die Verbreitung gewissermaßen materiell bedingt. Das Vehikel ist Mittel zum Zweck der Kopie. Für

6 Die ESS ist dabei nicht notwendigerweise die Strategie, die für einzelne Individuen günstig ist, sondern es ist die Strategie, die nicht durch eine geschicktere Strategie ersetzt werden kann (vgl. Dawkins 2006: 72).

Gene sind dies Zellen bzw. individuelle Organismen, die entsprechend als Behälter und genauer als Transport- und Verbreitungsmittel der Gene funktionieren. Diese Unterscheidung erlaubt es Dawkins, die tatsächlich beobachtbaren biologischen Prozesse der Vehikel – etwa die Verdrängung, die Jagd von Beute oder die Fortpflanzung – an vielen verschiedenen Organismen zu beschreiben, sie aber dennoch auf die Replikatoren als eigentliche Hauptdarsteller dieses evolutionsbiologischen Schauspiels zurückzuführen. Die Unterscheidung hat also auch eine vereinheitlichende Funktion: Auch angesichts vieler verschiedener Vehikel lassen sich die Replikatoren geschlossen beschreiben. Die Komponenten der beiden Begriffe sind soweit klar: Replikatoren sind eine Versammlung von abstrakten Eigenschaften mit einer eher rhetorisch zu verstehenden ›Zielsetzung‹, die durch nur als konkretes materielles Substrat denkbaren Replikatoren realisiert werden.⁷ Das entsprechende Modell sind langlebige, ihre jeweiligen Vehikel überdauernde Gene und kurzlebige, individuelle Organismen, die jeweils als Populationen zu denken sind, in denen sie miteinander in Konkurrenz stehen und so spieltheoretisch beschreibbare Strategien umsetzen.

Die für uns interessante Begriffsbildung bei Dawkins ist gerade die abstrakte Unterscheidung von Replikatoren und Vehikeln, die er analog der Modelltheorie in Genen und Organismen realisiert sieht. Die modelltheoretische Geste legt auch für Dawkins die Frage nahe, ob es einen weiteren Replikator neben Genen gibt. So ein möglicher, weiterer Replikator steht notwendig in Analogie zu Genen: Beide teilen die Eigenschaften, die über den abstrakten Begriff des Replikators vermittelt werden. Dies gilt entsprechend für die jeweiligen Vehikel. Auch hier sind Replikatoren langlebiger als ihre flüchtigen Vehikel. Replikatoren müssen langfristig stabil sein, Vehikel nur insoweit, wie es für die Stabilität der Replikatoren erforderlich ist, nämlich bis zum Fortpflanzungs- bzw. Kopiererfolg. Das Problem für Dawkins lautet also, ob sich die Replikatorentheorie auf andere Modelle anwenden lässt, was ihre Allgemeinheit rechtfertigen würde. Ohne ein weiteres Modell würde sich hingegen die Frage stellen, ob der ›zusätzliche‹ Begriffsapparat der Replikatorentheorie gegenüber ›Gen‹ und ›Organismus‹ gerechtfertigt und nützlich ist. In ausdrücklich spekulativer Absicht schlägt Dawkins vor, ein weiteres Modell der Replikatorentheorie in der Kultur zu suchen, was aus seiner Sicht in erster Linie eine Frage des Verhaltens ist (vgl. Dawkins 2006: 189; 1999: 165). Auch hier gilt es dann eine ›kulturelle Evolution‹ zu identifizieren (vgl. Dawkins 2006: 190; 1999: 132): Dawkins nennt hier in erster Linie Beispiele, wie Sprache, Mode, Ernährungsweisen, Zeremonien, Gebräuche, Kunst, Architektur, Ingenieurskunst und Technologie. Auch wenn diese an eine schnelle genetische Evolution erinnerten und auf diese Analogie oft hingewiesen worden sei, hätten sie nichts mit einer genetischen Evolution im engeren Sinne zu tun (vgl. Dawkins 2006: 190). Es gilt also ein Modell im Bereich der Kultur zu finden, in dem sich Re-

7 Vermutlich sollten wir uns hüten, bereits hier eine linguistische bzw. sprachphilosophische Unterscheidung von Inhalt und Ausdruck zu vermuten, wie sie Kai Denker in diesem Band für Internet-Bild-Meme vorschlägt. Dies hat Dawkins ersichtlich nicht im Sinn, wenngleich die verallgemeinerte Semiotik (wie etwa Deleuze und Guattari sie in den *Tausend Plateaus* (1992) entwickeln, einen entsprechenden Zusammenhang durchaus nahelegt. Eine Anspielung auf Handlungstheorie liegt hingegen eindeutig nicht vor: Dawkins betont wiederholt, dass es sich um eine rhetorische Abkürzung handele, wenn er von Zielen oder Interessen spreche.

plikatoren und Vehikel unterscheiden und analog zu Genen, d.h. die Eigenschaften des allgemeinen Begriffsapparates *mutatis mutandis* erfüllend, beschreiben lässt. Hierzu sei auf die Prinzipien der Evolutionslehre zurückzugehen (vgl. Dawkins 2006: 191). Dawkins Vorschlag lautet, auch in terminologischer Analogie zum Gen einen geeigneten Begriff für den neuen Replikator zu identifizieren, dessen »Ursuppe« die menschliche Kultur sei (vgl. Dawkins 2006: 192). Der Term solle dabei an Nachahmung erinnern: In Frage komme das englische »mimeme«, mit dem der britische Philologe Leonard Robert Palmer (1906–1984) 1955 linguistische Signale im Spracherwerb durch Nachahmung beschrieb – was Dawkins allerdings nicht erwähnt. Sprachliche Wurzel sei jedenfalls das altgriechische μίμημα. Dies kürzt Dawkins schließlich zum »Mem« (Plural: Meme) ab, da er einen einsilbigen Term suche, der ähnlich wie »Gen« klinge (vgl. Dawkins 2006: 192). Humorvoll sucht Dawkins klassische gebildete Leser*innen über dieses Vorgehen hinwegzutrösten, indem er weitere Rechtfertigungen liefert: »Mem« könne ebenso auf Begriffe wie *memory* und frz. *même* verweisen, wobei es sich im Englischen mit »cream« reimen solle – im Deutschen also wohl mit »Crème« [kre:m].⁸ Dawkins erwähnt an dieser Stelle nicht, dass es für das »Mem« terminologisch und begrifflich Vorläufer gibt, wie wir sie oben diskutiert haben. Im Gegenteil: Sein Vorgehen unterstreicht die durchaus humorvolle Spekulation des mit »Memes: the new replicators« überschriebenen Kapitels.

Auf Ebene des Replikators ist ein Mem eine Einheit kultureller Information, wobei Dawkins diese Begriffskomponenten in *The Selfish Gene* nicht weiter auflöst und unserer Spekulation überlässt. Folgern können wir leicht, dass menschliche Kultur, Verhaltensweisen und Nachahmungen zu den Begriffskomponenten gehören müssen. Dawkins selbst nennt in *The Selfish Gene* Beispiele: »Examples of memes are tunes, ideas, catch-phrases, clothes, fashions, ways of making pots or of building arches« (Dawkins 2006: 192). Es ist klar, dass die bloße, unabgeschlossene Auflistung von Beispielen keine befriedigende Definition darstellen kann. Hinzu kommt, wie wir gleich sehen werden, dass Dawkins mit den Beispielen einen Kategorienfehler begeht und seinen eigenen Begriffsapparat unterläuft: Es handelt sich eher um Vehikel für Meme, nicht um die Meme (als Replikatoren) selbst – schließlich ist das Gen für die Augenfarbe nicht die Augenfarbe selbst. Dawkins setzt zunächst jedoch die Analogie zu Genen fort:

»Just as genes propagate themselves in the gene pool by leaping from body to body via sperms or eggs, so memes propagate themselves in the meme pool by leaping from brain to brain via a process which, in the broad sense, can be called imitation.« (Dawkins 2006: 192)

8 Wir bleiben daher auch hier bewusst beim deutschen »Mem« im Unterschied zum Englischen »meme«. Erstens lassen sich die terminologischen Vorläufer auch auf das deutsche »Mem« zurückführen. Zweitens wurde Dawkins' Überlegung als »Mem« übersetzt, womit es zu einem eingeführten Term wurde. Drittens hat sich dieser Term in den deutschsprachigen Texten mindestens bis Limor Shifman (2014) gehalten. Wir sehen nicht, wieso die begrifflich engere und erst seit etwa 10 Jahren auch in der deutschen Diskussion breiter verwendete Anglizismus »meme« Vorteile böte – im Gegenteil: Wie wir zeigen werden, liegt im Fall des englischen »meme« in der jüngere Diskussion sogar eine Engführung vor, die die auch für Internet-Bild- und -Video-Meme entscheidende Pointe von Dawkins' Überlegungen ausblendet und den gesamten Phänomenbereich verunklart.

Zu den bereits genannten Begriffskomponenten müssen also noch die Gehirne hinzutreten, die für Meme das sind, was Körper für Gene sind. Meme funktionieren in einem Milieu komplexer, miteinander kommunizierender Gehirne (vgl. Dawkins 1999: 165). Dies muss freilich präzisiert werden, wie auch Dawkins 1999 in *The Extended Phenotype* bemerkte, wenn seine genzentrierte Evolutionstheorie durchgehalten werden soll: Das Substrat für die Gene sind DNA-Moleküle in Zellkernen sich fortpflanzender oder teilender Zellen. Für Meme entsprechen Gehirne damit aber eher den Zellen, nicht den DNA-Molekülen. Wie Meme im Gehirn aufbewahrt werden, interessiert Dawkins an dieser Stelle nicht. Es lohnt sich durchaus, Dawkins hier auf seine eigenen Begriffe zu verpflichten, da es deutlich macht, dass es einen kategorialen Unterschied zwischen Memen (als Replikatoren) und ihren (phänotypischen) Ausdrücken (als Vehikel) geben muss. Die oben genannten Beispiele für Meme sind also nicht Meme (als Replikatoren), sondern gehören auf die Seite der Vehikel: Sie sind das, was Meme zum Ausdruck bringen, so dass diese eine Chance auf Bewährung haben, in weitere Gehirne gelangen können und von dort eine Chance auf weitere Verbreitung durch Ausdruck und anschließende Nachahmung haben. Diese augenscheinliche Spitzfindigkeit legt eine entscheidende Grenze für die Gen-Mem-Analogie frei und veranlasst Dawkins zu weiteren Unterscheidungen in *The Extended Phenotype* (vgl. Dawkins 1999: 165f), die er von F. Ted Cloak (Cloak 1975) übernimmt: Vehikel für Gene machen die Replikation der Gene wahrscheinlich, deren Replikation selbst aber erfolgt durch die direkte Kopie der in DNA-Molekülen »gespeicherten« Erbinformation. Die Vehikel des Gens machen also dessen unmittelbare Replikation wahrscheinlich und sichern diese ab. Bei Memen ist die Replikation nur mittelbar: In Gehirnen »gespeicherte« Meme (vgl. bei Cloak 1975: 168 bzw. Dawkins 1999: 165f: das Mem als »i-culture«) führen zu beobachtbaren Verhaltensweisen (etwa beim Pfeifen einer Melodie, vgl. bei Cloak 1975: 168/Dawkins 1999: 165f: »m-culture«), die von anderen Gehirnen wahrgenommen werden können, da sie nach außen für die Sinnesorgane anderer Organismen sichtbar sind (vgl. Dawkins 1999: 166).⁹ Das Mem wird dabei nicht unmittelbar von Gehirn zu Gehirn übertragen, sondern es wird über jeweilige Verhaltens-, d.h. Ausdrucksweisen vermittelt. Das Problem bleibt erhalten, wenn das Mem nicht als »im Gehirn gespeichert« verstanden wird, sondern als eine Art Inhaltsebene ihres Ausdrucks begriffen wird: Dann erfolgt die Vermittlung nicht einfach über die Nachahmung, sondern indirekt durch die Speicherung im Gedächtnis, das die spätere Wiederhervorbringung erlaubt. Kurz gesagt: Gene bleiben in Dawkins Modell immer Gene, während Memen zwischen aktueller Nachahmung und potenzieller Erinnerung hin und her übersetzt werden müssen, ohne sich beispielsweise wie Gene auf einen bestimmten Bereich eines Chromosoms zurückführen zu lassen (vgl. Dawkins 2006: 196). Die Mittelbarkeit eröffnet aber noch ein weiteres Problem: Meme können sich offenbar abhängig von ihrem phänotypischen Ausdruck verändern und damit (aus der Sicht des Mem) erworbene Eigenschaften weitergeben. Sie verletzten damit die anti-larmarckistische Stoßrichtung

9 Entsprechend präzisiert Dawkins (1999: 166) auch die Rolle der Beispiele: Es sind Beispiele für die phänotypischen Effekte von Memen, wobei »phänotypische Effekte« die Rede vom Vehikel in *The Extended Phenotype* ergänzt: Vehikel sind Einheiten, die den Fortbestand der Replikatoren sichern, aber Replikatoren haben Effekte über ihre Vehikel hinaus (173–175, 178).

der Gentheorie (vgl. Dawkins 1999: 147). Während es hier nämlich nur eine Kausalbeziehung vom Gen zu seinem Ausdruck gibt, müssen wir für Meme einen kausalen Einfluss ihrer Ausdrücke auf die Meme selbst einräumen (vgl. ebd.: 170).

Dawkins wiederholt damit Schwierigkeiten, die wir bei Semon noch beobachten konnten: Solange das materielle Substrat der Meme nicht geklärt ist, lassen sich diese begrifflich nicht fixieren, sondern (pace: Förster) nur in ihrer Dynamik beschreiben. In dieser Dynamik wiederholen sich auch für das Mem Eigenschaften der Replikatorrentheorie (vgl. Dawkins 2006: 194): Als Replikator ist das Mem langlebig, gegenüber einzelnen Nachahmungen (Ausdrücken, Kopien) eher stabil (auch wenn es mutieren kann), d.h. es hat Kopiertreue, und es ist fruchtbar, insoweit es auf der Ebene der Vehikel die Neigung hervorbringen muss, zur Verbreitung der Vehikel und damit der Replikatoren beizutragen. Die Fruchtbarkeit ist damit für das Überleben des Mems wichtiger als die Langlebigkeit einzelner Kopien (vgl. ebd.). Schwierig bleibt das Problem der Kopiertreue: Meme scheinen anders als Gene keine hohe Kopiertreue aufzuweisen, sondern sich ständig zu vermischen und zu ‚mutieren‘ (vgl. ebd.: 194f). Einen Ausweg sieht Dawkins, indem er sich dem Individuationsproblem entzieht: Es geht nicht um einzelne Meme, sondern es geht immer um Memkomplexe, von denen man sprechen könnte, ohne einzelne, individuelle Meme bestimmen zu müssen (vgl. ebd.: 195). Anzutreffen wären dann immer schon Variationen einschließende Memkomplexe, einzelne Meme blieben demgegenüber aber abstrakt (vgl. ebd.: 196). Für die Vehikel bleibt Dawkins, wie gesehen, noch unbestimmter: Es ist nur klar, dass diese flüchtig sein dürfen, sofern sie damit dennoch nachahmbar und fruchtbar bleiben, damit sie miteinander erfolgreich um Aufmerksamkeit (oder, so Dawkins, Sendezeit) konkurrieren können (vgl. ebd.: 196f). Definiert als (kleine) Einheit kultureller Information und mit einer unterbestimmten Vorstellung von Vehikeln, die kurz gesagt jede Form der wiederhol- und variierbaren Äußerung im weitesten Sinne umfasst, erreicht Dawkins' Mem eine hohe Abstraktion. Es lässt sich de facto nicht auf einen Gegenstandsbereich fixieren, da es kein definitives materielles Substrat aufweisen kann. Es ähnelt damit auch einer Art der Sprache (im Sinne einer *langage*), die wir in unzähligen Substanzen (wie der Schrift, der Stimme, aber auch metaphorisch) wiederfinden können und deren Inhalts-/Ausdruckslogik wir hier wiederholt finden.

Aufstieg und Niedergang der Memetik

Bei Dawkins ist eine Abstraktion angelegt, die den Weg zur Erfindung der Memetik – einer Memtheorie – eröffnet hat. Mangels begrifflicher oder materieller Fixierung schien sich die Rede vom Mem auf ‚fast alles‘ anwenden zu lassen und eine allgemeine Theorie kultureller Evolution, gar verallgemeinerter evolutionärer Prozesse insgesamt nahezulegen. Gemeint sind sämtliche Versuche, eine allgemeine Wissenschaft vom »Mem« zu entwerfen, die rückblickend auf eine Allgemeinheit zu zielen scheint, die an die Versuche erinnern könnte, die Kybernetik als eine inter- oder transdisziplinäre Leitwissenschaft zu errichten. Der Begriff »Mem« löst sich dabei offenbar von seinen bisherigen Problemkontexten ab: Das Mem in der Biologie oder in der Physiologie des Gedächtnisses wird damit nur zu einem Fall unter dem abstrakten Membegriff, der gewissermaßen auf die Seite der Theorie springt und so zur Memtheorie wird, der gegenüber jeweilige Fälle eben

nur Modelle darstellen, in denen sich die allgemeinen Eigenschaften der Theorie je spezifisch wiederholen, so dass alle *Memmodelle* zueinander in Analogie stehen. Verraten sei gleich so viel: Mit Deleuze gesprochen wird der nun theoretische Membegriff von einem problematischen zu einem axiomatischen Begriff. Es ist also kein Begriff mehr, der auf irgendein Problemfeld reagiert und es ordnet, sondern der Begriff selbst wird zu einem Zentrum, von dem aus Problemfelder selbst erst definiert werden. Er wird zu einem Begriff, der immer ›passt‹, sobald irgendwie Wiederholungen, Nachahmungen, Variationen, Bewährungen eine Rolle spielen, ohne sich aber jeweils per se konkret auf Probleme zu beziehen. Kurz: Das Mem wird zu einem Begriff auf der Suche nach einem Problem, und dies bedingt wohl auch das Scheitern der Memetik, die trans- und interdisziplinäre Begriffsangebote machte, ohne auf disziplinäre Probleme zu reagieren und ohne jeweils disziplinäre Begriffe erweitern und ersetzen zu können. Das Scheitern der Memetik war damit vorprogrammiert – all das ist aber, wie die Forschung herausgearbeitet hat, nicht Dawkins zu verdanken: Auch wenn die zunehmende Abstraktion bei ihm angelegt war, wurde erst mit Hofstadter/Dennett (1981) der entscheidende Schritt zur Vorstellung einer *Memtheorie* vollzogen – diese erscheint rückblickend, so Jeremy Burman (vgl. Burman 2012: 77), als regelrecht gezielt herbeigeschrieben. Es war dabei keineswegs Dawkins, der auf die Etablierung einer Memtheorie setzte, sondern, wie Burman unterstreicht, Dawkins war beinahe zufällig zum Stichwortgeber geworden. In seinem Vorwort zu Blackmores *The Meme Machine* stellt Dawkins jedenfalls noch klar, dass er nur deshalb einen Membegriff in *The Selfish Gene* eingeführt habe, um zu unterstreichen, dass sich die Replikatorentheorie gerade nicht auf die DNA zu beschränken habe, sondern dass das Gen nur ein möglicher Fall des Replikators sei (vgl. Dawkins in Blackmore 1999: XVI). Auch wenn Dawkins das hier angelegte Missverständnis vielleicht mitzuverantworten haben mag, so ist doch deutlich, dass er die Memetik selbst keineswegs im Sinn gehabt haben wird. Daran ändert auch nichts, dass Dawkins selbst auf immer wieder auch positiv auf die Memtheorie reagierte und beispielsweise auf der Ars Electronica 1996 die notorisch gewordene Virenmetapher für Meme vorschlug oder 1999 ausdrücklich Sympathie dafür äußerte, die Replikatorentheorie auf die menschliche Kultur zu übertragen (vgl. Dawkins 1999: 132).

Trotz und gerade wegen der spielerischen, essayistischen und eine Dawkins sicher übertreibende Darstellung ist *The Mind's I* von Douglas Hofstadter und Daniel C. Dennett (vgl. Hofstadter/Dennett 1981) ein klassischer Bezugspunkt für die Erfindung der Memtheorie. Es bildet gewissermaßen ein Scharnier zwischen den spekulativen und suchenden Überlegungen, die wir bisher betrachtet haben. Zweifelsohne sich selbst noch als spekulativ verstehend – der Untertitel des Buches lautet immerhin *Fantasies and Reflections on Self and Soul* – wird die angebliche Memtheorie von einem Gegenstand der Spekulation zu einem Mittel der Spekulation gemacht. Formal mag der Unterschied zwischen Dawkins und Dennett/Hofstadter kleiner sein, als Burman (vgl. Burman 2012) nahelegt, aber die von Dennett und Hofstadter präsentierte Verdichtung verstellt gewissermaßen nachträglich den Blick darauf, auf was für einem wackligen Fundament die vorherigen Überlegungen standen. In *The Mind's I* geht es darum, das Bewusstsein als ein emergentes Phänomen aufzufassen. Der für materialistisch-naturalistisches Denken bekannte Dennett zielt darauf, das Bewusstsein als ein evolutionär nützliches Phänomen, als Ergebnis vieler unbewusster, paralleler Prozesse auszuweisen, indem die Evolutionstheo-

rie als ein allgemeineres Modell jenseits der Biologie im engeren Sinne angewandt werden soll. Kurz gesagt sollen psychische Phänomene eine naturgesetzliche Erklärung erhalten. Hofstadter sieht das Bewusstsein ebenfalls als ein Emergenzphänomen an, das aus selbstreferentiellen Systemen und ihren Prozessen heraus erklärt werden soll. Dass diese Überlegungen weder philosophische Probleme (etwa die der Qualia) befriedigend lösen können, noch neurowissenschaftlich fundierbar und empirisch untersuchbar sind, sollte nicht über ihre Wirkmächtigkeit in Teilen der Philosophie des Geistes hinwegtäuschen. Die Rede von der Memetik dient hier jedenfalls als Analyseidee, um geistige Prozesse zu zerlegen und diese beinahe en passant als evolutionäre Prozesse auszuweisen. Kurz: Die Rede vom Mem dient den Autoren als Brücke, um die Evolutionstheorie in ihre philosophischen Reflexionen einzuführen und um das menschliche Denken als kulturellen Evolutionsprozess zu erklären. Das Selbst wäre dann so etwas wie ein »Memplex«: eine dynamische Ansammlung von miteinander bestehenden Memen mit ihren jeweiligen Prozessen. Das öffnet psychische Phänomene für einen technisch-instrumentellen Zugriff, auf den wir unten noch einmal zu sprechen kommen. Vorab sei bemerkt, dass die Aufklärung solcher Prozesse verspricht, sie zum Gegenstand technischen Handelns und damit von strategischer Kommunikation zu machen. Dennett und Hofstadter zielen aber auf eine philosophische, nicht auf eine politische Reflexion: Sie stellen die Frage nach der Natur des Geistes als »Software« des Gehirns, womit sie einer Spielart des Leib-Seele-Problems nachgehen. Sie problematisieren in der Einleitung zu *The Mind's I* damit einige klassische Probleme, beispielsweise der Identität des Bewusstseins über die Zeit beziehungsweise die Frage nach dem, was sich im Wechsel der organischen Zusammensetzung eines Körpers erhält – sei es durch Teleportation à la Star Trek oder durch die kontinuierliche Erneuerung von Zellen, in denen zwar Muster erhalten bleiben, aber das Materiesubstrat des Körpers ausgetauscht wird. Ebenso diskutieren sie das »problem of other minds«. In der deutschsprachigen Philosophie würde man wohl eher vom Problem der Fremdpsyche sprechen: Während ich mir meines eigenen Bewusstseins vielleicht noch irgendwie sicher sein mag, müssen Vorstellungen der Existenz des Fremdpsychischen auf reduktionistische Erklärungsmuster rekurren, die das Psychische etwa aus der materialen Verfasstheit des Gehirns abzuleiten haben, indem beispielsweise Vorstellungen neurologischer Informationsverarbeitungsprozesse die Existenz des Fremdpsychischen empirisch zugänglich machen. Die Autoren greifen schließlich noch das Problem des Unbewussten auf: In Frage steht hier, wie beispielsweise Erinnerungsinhalte in einem Geist aufgehoben sind, während sie gerade nicht bewusst sind (vgl. Hofstadter/Dennett 1981: 12). Die Freud zugeschriebene Einsicht, dass es ein System des Unbewussten geben müsse, in dem zudem eine Art Informationsverarbeitung stattfinde (so die Autoren), mag uns vertraut erscheinen. Die neurologischen Deutungen und die Informationsmetaphorik mögen es weniger sein, weisen uns aber die Spur, auf der Hofstadter und Dennett zur Memetik gelangen, um diese in die philosophische Reflexion einzubinden: Der Auszug aus *The Selfish Gene* wird in *The Mind's I* in einem Abschnitt verhandelt, der mit »From Hardware to Software« überschrieben ist. Offenbar kehrt hier die oben beobachtete Unterscheidung vererbter und erworbener Eigenschaften zugespitzt auf Geist und Bewusstsein wieder.

Verantwortlich für die Erfindung der Memetik ist letztlich also vielleicht nicht Dawkins, sondern seine Interpreten Hofstadter/Dennett: Indem diese nämlich selektiv und

willkürlich aus *The Selfish Gene* zitiert haben, haben sie im Interesse ihres philosophischen Programms ein ›memetisches‹ Narrativ synthetisiert – ohne, dass die Zusammensetzungen und Auslassungen nachvollziehbar würden (vgl. Burman 2012: 81f). Der mit »Selfish Genes And Selfish Memes« überschriebene Auszug in *The Mind's I* legt eine nicht-metaphorische, nicht-spekulative Rede über Meme nahe. Während *The Mind's I* auf dem US-Markt schnell ein Erfolg wurde, verkaufte sich *The Selfish Gene* deutlich langsamer, so dass dort der Membegriff durch Hofstadter und Dennett zuerst bekannt gemacht wurde, durch deren Lesart man schließlich Dawkins zu verstehen pflegte (vgl. Burman 2012: 84). Kurz: Auch wenn die Rede vom Mem bis heute Dawkins zugeschrieben wird, wurde der Membegriff durch eine bestimmte Lesart popularisiert, in die über Hofstadter auch kybernetisches beziehungsweise informationstechnisches Denken einfloss und die trotz Dennett philosophisch unterkritisches blieb (vgl. Burman 2012: 85). Mehr noch: Der Membegriff wurde von journalistischer Seite in eben dieser Perspektive aufgegriffen und wohlwollend, wenngleich ebenfalls vereinseitigend besprochen, womit auch mit dem Membegriff kompatible mechanistische Vorstellungen des menschlichen Geistes fortgeschrieben wurden (vgl. Burman 2012: 86). Hofstadter hatte zu dieser Entwicklung allerdings selbst beigetragen, indem er die Rede von egoistischen, selbst-replizierenden Entitäten auf Sätze und ihre Rolle in einem »idea-space« übertrug (vgl. Burman 2012: 87). Hier vollzog sich also eine Ablösung des Membegriffs aus dem von Dawkins errichteten evolutionsbiologischen Problemkontexts in eine gewissermaßen axiomatisch werden-de Verallgemeinerung im Namen eines philosophischen Programms. Der Membegriff wurde von einer ›problematischen‹ Lösung zu einer ›axiomatischen‹ Setzung, die keine metaphorische oder spekulative Dimension mehr aufwies und gerade nicht mehr zur Diskussion der Replikatorentheorie selbst beitrug (vgl. Burman 2012: 88).

Prominent für die gescheiterten Versuche, die Memetik als eine Wissenschaft zu etablieren, ist das kurzlebige *Journal of Memetics*, das zwischen 1997 und 2005 online mit dem Untertitel »Evolutionary Models of Information Transmission« erschien. Das Journal war damit im Grunde auf der Höhe der Zeit: Seit den späten 1980er Jahren erfuhr die Rede vom Mem immer größere Aufmerksamkeit, nicht nur populärwissenschaftlich und journalistisch, sondern es erschienen auch immer mehr Monografien, die das Mem wissenschaftlich diskutieren wollten (vgl. z.B. Blackmore 1999). So lagen die ›akademischen Weihen‹ durch ein eigenes Journal im Grunde nahe, auch wenn die wissenschaftliche Kritik spätestens ab den 2000er Jahren lauter wurde (vgl. Burman 2012: 76f). Das Journal jedenfalls versuchte die Memetik in ihrer thematischen und methodischen Breite ebenso abzudecken, wie es auf die Explikation von philosophischen und theoretischen Grundlagen der Memetik abzielte. Hierzu sollten, so das Journal in seiner Selbstbeschreibung, Mechanismen evolutionärer Prozesse, philosophische und theoretische Probleme der Epistemologie in Verbindung mit der Evolutionslehre, zudem Grenzen von auf die Evolutionstheorie ziellenden Ansätzen, empirische Studien hierzu und die grundlegende Strukturierung der Memetik als Wissenschaft diskutiert werden.¹⁰ Hierzu hatte man bekannte Namen wie u.a. Susan Blackmore, den pädagogischen Psychologen Gary Cziko, Richard Dawkins, Daniel Dennett, die Psychologin Liane Gabora und den 2010

¹⁰ Vgl. <http://cfpm.org/jom-emit/about.html>, letzter Zugriff am 28.1.2025.

verstorbenen Philosophen David Hull für den Beirat gewonnen. Als Herausgeber fungierte Bruce Edmonds, Professor für Sozialwissenschaften am *Centre for Policy Modelling* der *Manchester Metropolitan University Business School*. Unterstützt wurde er von dem Sozial- und Computerwissenschaftler David Hales und dem Konsumpsychologen Paul Marsden als Redaktionsleiter. Die Notwendigkeit des Journals sah man in der Vagheit von Dawkins' Membegriff, der zwar eine Unzahl an Publikationen¹¹ nach sich gezogen habe, aber nie zu einer strukturierten Debatte gelangt sei. Das Journal sollte hier einen ordnenden Rahmen liefern und durch Peer-Review die Qualität der Memetik sichern helfen – etwas, was man gerade angesichts der wesentlichen Interdisziplinarität der Memetik als Herausforderung erkannte.

Thematisch bot das Journal dann einen breiten Überblick über die theoretischen und praktischen Aspekte der Memetik sowie ihre interdisziplinären Anknüpfungspunkte. Der Schwerpunkt lag entsprechend der Ankündigung auf den Mechanismen der kulturellen Evolution, einschließlich der Theorie der Replikation von Memen, der Ontologie von Memen und der Interaktion zwischen Memen. Darauf aufbauend wurden spezifische Bereiche wie soziale Ansteckung, kulturelle Reproduktionsstrategien und die Theorie der doppelten Vererbung (Gen-Kultur-Koevolution) beleuchtet. Ein weiterer Schwerpunkt war die Verbindung der Memetik mit anderen Disziplinen wie Psychologie, Soziologie, Politikwissenschaft und Ökonomie. Dazu gehören Themen wie politische Entscheidungen, irrationales Verhalten als Mem und die kulturelle Evolution von Organisationen. Auch die Rolle der Memetik in Kunst und Kultur wurde untersucht, etwa durch die Analyse musikalischer Meme oder der Bedeutung von Architektur. Die Verbindung zur Biologie und Verhaltensforschung wurde beispielsweise durch Diskussionen über Vogelstimmen, die Syntax von Vogelgesängen und die Rolle von Memen bei Tieren deutlich. In methodischer Hinsicht wurde das wissenschaftliche Modellieren ebenso thematisiert wie die Methodologie einer Memetik. Schließlich kamen auch kritische Perspektiven nicht zu kurz, etwa die Kontroversen und Lücken der Memetheorie sowie das Scheitern der Memetik. So stellte der Herausgeber Bruce Edmonds drei Jahre vor dem Ende des Journals drei Challenges auf,¹² die die Memetik-Community

11 Die Homepage des Journals selbst listet 190 vor 1997 erschienene und von Liane Gabora zusammengestellte Publikationen zu Memen auf: <http://cfpm.org/jom-emit/biblio/> (letzter Zugriff am 5.1.2025). Dafür finden sich Publikationen von Autor*innen, die man der Kybernetik zuordnen kann, wie John von Neumann, Claude E. Shannon, Warren Weaver, Marvin Minsky, Warren McCulloch und Walter Pitts (allerdings nicht W. Ross Ashby) – und natürlich die üblichen Verdächtigen (Darwin, Dawkins) neben Klassikern wie Thomas S. Kuhn oder Karl Popper. Der wenigstens gedankliche Bezug zur Kybernetik findet sich auch im prominent verlinkten »Memetic Lexicon«, das 1990 vom kanadischen Science-Fiction-Autoren Glenn Grant zusammengestellt und von der *Principia Cybernetica* gehostet wird: <http://pespmc1.vub.ac.be/MEMLEX.html> (letzter Zugriff am 5.1.2025). Die oben genannten, theoretischen Vorläufer Semon und von Förster finden sich nicht und zwar auch nicht in der kurzen Beschreibung einer Geschichte der Memetik auf der Journal-Homepage.

12 Die Challenges lauten: (1) Die Ausarbeitung einer überzeugenden Fallstudie über mindestens einen kulturellen Prozess, der in einem engeren Sinne evolutionär verlaufe, (2) eine gegen beobachtbare Phänomene prüfbare Theorie darüber, wann memetische Modelle eingesetzt werden sollten und wann eine nicht-memetische Erklärung vorzuziehen sei, und (3) die Simulation der Emergenz eines memetischen Prozessen in einem evolutionären System aus einer Modellierung des »Mikro-

zu erfüllen hätte, wenn die Memetik überleben solle (vgl. Edmonds 2002), bevor er 2005 schließlich das Scheitern der Memetik in der letzten Online-Ausgabe des Journals diagnostizierte (vgl. Edmonds 2005). Völlig auf der Höhe der Zeit gestartet, hatte es die Memetik bereits in ihrem Zentralorgan, wenn man das Journal so nennen möchte, nicht geschafft, neue Impulse in anderen Disziplinen zu setzen. Als nur interdisziplinäre Disziplin blieb die Memetik zwischen allen Stühlen und geriet zunehmend an den Rand.

Die ›Memetik‹ hat schließlich außerhalb der Wissenschaft eine Nische im Coaching und im Marketing gefunden. Denken wir stellvertretend für die hier zu beobachtende Entgrenzung des Membegriffs etwa an die Managementtrainerin und Esoterikerin Vera F. Birkenbihl (1946–2011), die unter dem Titel ›Viren des Geistes‹ eine »Gehirn-gerechte Einführung in die neue Wissenschaft der Memetik« verspricht und »Chancen & Risiken von Memen« zum Thema machen möchte (vgl. Birkenbihl 2009):¹³ Ausgehend von Viren als Vehikel für Ideen (= Information, so Birkenbihl) parallelisiert auch Birkenbihl das Mem dem Gen, womit sie die Standarderzählung Dennett'scher Prägung wiederholt. Sie überträgt diese auf Behauptungen über die Funktionsweise des Gehirns als Erklärungsgrundlage für menschliches (Kommunikations-)Verhalten: Es bildeten sich memetisch organisierte »Wissensnetzwerke«, an die Meme (= Viren des Geistes) andocken könnten oder nicht, wo sie negativ wirken (wie Vorurteile) oder positiv wirken könnten (wie »Tools«). Auch Birkenbihl motiviert die Rede vom Mem evolutionsbiologisch und charakterisiert es im Rückgriff auf Howard Blooms *The Lucifer Principle* (vgl. Blooms 1995) als Analogon zu »Gen-Markern«, die eine Ingroup/Outgroup-Sortierung erlaubten: Man bevorzuge Individuen, die die gleichen Meme trügen. Dieser Aspekt sei herausgegriffen, um die auch bei Birkenbihl vorfindliche begriffliche Mehrdeutigkeit des Mems herauszustellen: Einerseits sind Meme die genannten Viren des Geistes, nämlich Vehikel für Ideen/Informationen. Andererseits sind Meme Verhalten, nämlich das Tragen bestimmter Kleidungs- oder Schmuckstücke, um sich als einer Gruppe zugehörig zu präsentieren. Der Mensch wiederhole hier eine Verhaltensweise, so Birkenbihl, die für Ratten typisch sei, wobei hier nicht die Mode, sondern der Geruch das entsprechende Identifikationsmedium sei. Das Muster wiederholt sie immer wieder in verschiedenen Formen: Auch ›typisch deutsche‹ Gesetze seien Meme, bei denen man sich an den Kopf fassen müsse. Es handele sich jedenfalls um ›engmachende‹ Meme, die in Richtung »Fanatismus« zielten, im Unterschied zu weitmachenden Memen und zu »stollen Memen«, wie etwa Klettbandverschlüssen. – Deutlich wird: Der Membegriff wird beliebig einsetzbar für ›alles‹. Nun ist wenig interessant, dass auch Birkenbihl die begrifflichen Schwierigkeiten nicht überwinden kann, sondern reproduziert und wohl unabsichtlich noch zu einer Satire steigert, die nur noch wenig mit den vorsichtigen Spekulationen Richard Dawkins' zu tun hat. Einschlägiger ist ihre Operationalisierung des Membegriffs als »Tools« des Denkens: Die ›eigenen‹ Meme, also die Viren, mit denen man infiziert ist, werden zu dem Filter, die entscheiden, welche weiteren Meme in der Lage sind, das eigene Gehirn

verhaltens« von Individuen, ohne dass die Simulation bereits memetische Ideen voraussetzt. Vgl. Edmonds 2005.

13 Es handelt sich um einen Vortrag mit Diskussion, der offenbar am 2.11.2006 an der TU München gehalten wurde und der anschließend auf DVD erschienen ist.

zu infizieren. Entsprechend wird die Pflege der eigenen Meme zu einer aktiven Aufgabe gemacht, die entlang einer Checkliste geprüft, hinterfragt und weiterentwickelt werden könnte. Der Membegriff erfährt bei allen Verwirrungen eine entscheidende Verschiebung: Meme sind nicht mehr nur das Substrat für die Erinnerung oder die Inhalte der Erinnerung und sie sind auch keine egoistischen Vehikel, sondern sie werden in aktiver Hinsicht zu Filtern, die Anschlussfähigkeiten organisieren, in passiver Hinsicht werden sie Gegenstand von Handlungen. Kurz gesagt, setzt sich die Parallelisierung von Genen und Memen über die Spekulation genetischer und »memetischer Erkrankungen« (Birkenbihl 2009) bis zur Parallelisierung von Gen- und Memmanipulation fort: »Werden Sie wach, wenn andere Menschen Sie infizieren wollen«, so Birkenbihl [1:32], und sie möchte einladen, »gute Meme zu verbreiten«.

Bei Birkenbihl scheint die Memetik gleichermaßen eine neue wie auch esoterische Wissenschaft zu sein. Esoterisch verstehen wir hier im Sinne Ludwik Flecks (vgl. Fleck 1935: 138ff): Im Unterschied zu einer exoterischen Alltagssprache ist in den Denkstil einer Wissenschaft einzuweihen, was grob der ursprünglichen Wortbedeutung von ἐσωτερικός entspricht, nämlich etwas, was einem inneren Bereich zugehört. Oder mit Fleck gesprochen: Es gilt, durch Einweihung Aufnahme in ein Denkkollektiv, hier: das der Memetiker*innen, zu finden. Damit kann Birkenbihl die Memetik gleichzeitig als neu und innovativ einerseits und andererseits als etabliert und ausgearbeitet präsentieren. Hier liegt ein rhetorischer Trick: Sie präsentiert den Zuhörenden neue, gar spekulative Inhalte, die gleichzeitig als etablierter Forschungsstand erscheinen und so nicht als Spekulation hinterfragt werden. Die rhetorische Geste mag an das Vorgehen bei Hofstadter und Dennett erinnern. In jedem Fall wird klar, dass auch hier die Memetik nicht über Ankündigungen hinausgelangt, was wir auch im Fall des *Journals of Memetics* beobachten konnten.

Die Position der Memetik, gleichzeitig alt und neu zu sein, entfaltete auch im Marketing eine gewisse Verführungs Kraft, da memetische Strategien an Marketingstrategien zwanglos anzuschließen scheinen. Stellvertretend für viele Beiträge zum Marketing greifen wir hier Laura-Christiane Renker heraus, die die Memetik geradezu typisch für *Virales Marketing im Web 2.0* in Stellung bringt (vgl. Renker 2008). Sie nennt eine Reihe von Grundlegungen für das virale Marketing, aber weniger, um es begrifflich zu entwickeln, sondern eher als eine Grundlegung »ex post« oder besser als eine Rechtfertigung: Die Memetik liefere nämlich ein »Evolutionsmodell der Informationsübertragung, das die Ausbreitung sozialer Epidemien erklärbar macht« (Renker 2008: 14). Die Metaphorik der Informationsübertragung und der (sozialen) Epidemie ist einschlägig, wird aber von Renker nicht reflektiert. Die Rolle der Memetik macht sie in einer Definition klar: »Hinter dem Begriff der ›Memetik‹ verbirgt sich eine mögliche Theorie der Replikation und Verbreitung von Marketingbotschaften« (ebd.: 23). Daran schließt die oben ausführlich dargestellte Standarderzählung einer von Dawkins begründeten Memetik an, die abermals auf das Marketing übertragen wird: »Überträgt man Dawkins Theorie auf das Virale Marketing, so stellt das Mem die zu verbreitende Nachricht dar« (ebd.: 24). Renker zieht die Memetik also heran, indem sie die Standarderzählung durch eine auf das Marketing bezogene Interpretation von zentralen Begriffen rahmt. Danach kommt die Memetik in Renkers Überlegungen nicht mehr zur Sprache, sondern sie bleibt tatsächlich in dem genannten Status als »eine mögliche Theorie«. Sie wird weder zur entscheidenden theo-

retischen Grundlage noch informiert sie die weiteren Überlegungen, was den prekären Status der Memetik unterstreicht: Die Memetik *erscheint* als wissenschaftliche Theorie, die vielleicht innovativ ist und vielleicht auch irgend etwas für das eigene Anliegen zu sagen hat, aber sie ist letztlich *unnötig*, da sie ein wenig ausgearbeitetes Angebot an Arbeitsgebiete darstellt, die bereits über ein entsprechendes Vokabular verfügen.

Die Erfindung der Memetik bis zu ihrem Niedergang wurde durch Dennetts und Hofstadters Rede von den »*Fantasies*« vielleicht schon vorhergesehen: Es handelt sich um einen fantastischen Taumel der Übertreibung, der sich immer weiter in Versuche einer – dann aber scheiternden – Wissenschaftlichkeit verschiebt. Vielleicht ist die Geschichte der Memetik eine Serie von Spekulationen, Fantasien, Satiren, vielleicht auch Witzen, sicher aber auch von rhetorischen Gesten, die allzu oft ernst genommen wurden. Die Memetik blieb, wollte sie keine Spekulation bleiben, immer eine »kommende Wissenschaft«, die woanders oder noch nicht ausgearbeitet war und sich wohl auch nicht ausarbeiten ließ, während sie als schillernde bio-kulturelle Metaphorik eine rhetorische Verfügungskraft behielt. All das schließt die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Memetik freilich nicht aus, sondern legt nur auf einen Modus fest: Die Memetik ist ein Stück gescheiterter Wissenschaftsgeschichte. Gleichzeitig hat sie außerhalb der Wissenschaft ein Reservoir an vagen und wohl gerade deswegen erfolgreichen Begriffen geliefert. Dies sollte man nicht gern schätzen oder auf eine bloß terminologische Übernahme verflachen: Im nächsten Abschnitt wenden wir uns den Internet-Memen zu, wo wir sehen werden, wie weit die Problemgeschichte des Mems auch journalistische, essayistische und alltagssprachliche Diskurse »über das Netz« informiert hat und noch immer informiert.

Die Erfindung des Internet-Mems

Die Memetik hat bis Anfang der 2000er Jahre einen Boom erlebt, bevor sie als Memetheorie aus der akademischen Debatte in den darauffolgenden Jahren zunehmend verschwunden ist. Zeitgleich mit dem Hochpunkt des Memetik-Diskurses in den 1990er Jahren wurde das Internet einer größer werdenden Allgemeinheit zugänglich. Die sich in einer immer stärker globalisierten Welt aufdrängende Problematik der bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausreichend vorhandenen technischen Mittel konnte durch das Internet zunehmend aufgelöst werden und auf den wachsenden Bedarf an schnellem Informationsaustausch und grenzübergreifenden Kommunikationsmöglichkeiten reagieren. Besonders ab Beginn der 1990er Jahre sahen sich Internet-Nutzer*innen mit sich etablierenden Möglichkeiten und Dynamiken digitaler Kommunikationsnetze konfrontiert, die noch nicht begrifflich eingeordnet waren: darunter besonders die sich replizierenden Inhalte, die nicht mehr einfach nur als weitgehend identische digitale Kopien von Computer zu Computer gesendet wurden, sondern die aufgrund von neuen technischen Möglichkeiten auch immer mehr Potenzial zur kreativen Veränderung geboten haben. Digitale Inhalte (zunächst rein zeichenbasiert) ließen sich einfacher modifizieren und in unterschiedlichen Varianten weiterverbreiten, konnten sich dabei jedoch trotzdem noch wechselseitig auf formaler oder inhaltlicher Ebene aufeinander beziehen. Darin zeigt sich bereits ein Teilespekt, der heute als charakteristisch für memetische Kommunikationsprozesse gilt. Neben der zeitlichen Überschneidung der Verbreitung des Internets mit der wissenschaftlichen Theoriedebatte der Memetik war ver-

mutlich ein weiterer Aspekt entscheidend für die Entstehung der Internet-Meme: Trotz oder gerade wegen ihrer breiten Anwendbarkeit und interdisziplinären Offenheit konnte die Memetik nicht in ausreichendem Maß auf relevante Problemfelder oder spezifische Forschungslücken in der Wissenschaft reagieren. Vor dem Hintergrund der sich etablierenden Kommunikationspraktiken im Internet hingegen bot sich ein geeigneteres Feld zur Etablierung von Ansätzen, die aus der Memtheorie entlehnt waren. Insofern lässt sich die Memetikdebatte jener Zeit als Impulsgeber zur begrifflichen Einordnung auch außerhalb wissenschaftlicher Diskurse begreifen: Die Übertragung und spezifische Anwendung des Begriffs in diesem Bereich ermöglichte es Anwender*innen, die sich neu entwickelnden Online-Kommunikationspraktiken differenziert benennen zu können. Kurz: In einer Zeit, in der man das damalige Neuland ›Internet‹ (in Gestalt des WWW) entdeckte, neue Dinge ausprobierte, ›coole‹ Ideen anderer nachahmte und überhaupt eine ›Netzkultur‹ entwickelte, kam ein geradezu universell geschmeidiger Begriff wie der des ›Mems‹ wie gerufen. Dass die Impulse der Memetik in Bezug auf digitale Kommunikation im Internet auf äußerst fruchtbaren Boden gestoßen sind, zeigt sich durch die zunehmende Verengung des Begriffs auf Internet-Meme, der sich in der Praxis weltweit durchgesetzt und von der wissenschaftlichen Memetikdebatte weitgehend entkoppelt hat. Dass wir heute bei ›Mem‹ zuerst an Internet-Meme denken, ist also eher Resultat des Erfolgs des Internets, weniger ein Erfolg der Memetik selbst.

Dabei hatte die Übernahme (quasi-)biologischer Metaphern für die Computertechnik durchaus Vorbilder: Bereits in den 1980er Jahren stellte der Computerkriminologe Fred Cohen eine aus der Biologie entlehnte Analogie auf, die er auf Computer bezog: Er beschrieb spezifische, sich selbst reproduzierende Programme erstmals als ›Computer-viren‹ (vgl. Cohen 1984). Weniger als ein Jahrzehnt später wurden mit einem 1991 entstandenen, populären Essay von Dawkins Meme als ›Viren des Geistes‹ beschrieben: Wie Viren in der Biologie würden sich analog dazu auch Ideen und Verhaltensweisen unter Menschen auf vergleichbare Weise ausbreiten (vgl. Dawkins 1993). In der zweiten Hälfte der 1990er Jahre lassen sich schließlich weitere Charakterisierungen vorfinden, welche Ansätze aus der Memetik mit der Virus-Analogie zusammenbringen und dabei das Internet als besonders geeigneten Raum zur – potenziell viralen – Verbreitung von Memen hervorheben. So bringt beispielsweise Rötzer Meme mit den damals grassierenden Computerviren in Verbindung, die anstelle von Computern menschliche Köpfe infizierten (vgl. Rötzer 1996). Besonders hinsichtlich der, durch das Internet ermöglichten, potenziell weltweiten Verbreitung von Gerüchten, digitalen Kettenbriefen oder Newsgroups beschreibt er: »Das Netz, entblößt von den alten Filtern der Massenmedien, ist das Medium der Gerüchte/Meme, auf dem sie am besten zirkulieren können« (ebd.). Auch andere sahen bereits zum damaligen Zeitpunkt besonders in Computernetzwerken und dem Cyberspace »einen idealen Nährboden für die epidemische Ausbreitung von Memen« (Maresch 1997). Dabei scheint es nicht zufällig, dass aus der Biologie oder anderen Disziplinen entlehnte Begriffe in den digitalen Raum übertragen wurden: Mit dem grenzübergreifenden Zugänglichwerden des Internets für immer mehr Menschen ohne tiefergehendes Verständnis der dahinterliegenden Technik, drängte sich zunehmend die Problematik fehlender allgemeinverständlicher Begrifflichkeiten auf. Und auch hier wurden Begriffe erst als Metaphern entlehnt, bevor sie sich als eigentliche Redeweise etablierten. Wie die Computerviren benötigten auch die weiteren sich dynamisch heraus-

bildenden Kommunikationspraktiken für Anwender*innen einordnende Begriffe, um abstrakt erscheinende Prozesse abzubilden. Während die Viren-Analogien lediglich die Ebene der Verbreitung spezifischer Inhalte im Internet veranschaulichen konnten, war das Problemfeld der immer schwerer überschaubaren und vielschichtiger werdenden Kommunikationsprozesse begrifflich schwerer zu fassen. In den zahllosen Internetforen und Chats der 1990er etablierten sich mit immer größer werdenden Nutzer*innengruppen eine Vielzahl von sprachlichen Codes und Mustern, die als Vorläufer oder erste Versionen von Internet-Memen im gegenwärtigen Sinne verstanden werden können – zunächst jedoch noch nicht allgemein als solche definiert wurden.

Ein wesentlicher Schritt, um das begriffliche Defizit aufzulösen, welches mit der sich zunehmend ausdifferenzierenden Netzkultur präsenter wurde, findet sich bereits in einem 1990 entstandenen Text von Mike Godwin. Seine als »Godwin's Law« bekannt gewordene Beobachtung besagt: »As an online discussion grows longer, the probability of a comparison involving Nazis or Hitler approaches one« (Godwin 1994). Godwin hat mit seiner ironischen ›Gesetzmäßigkeit‹ auf die online (damals vorwiegend im sogenannten *Usenet*, das bereits 1979 entstanden und heute fast vergessen ist) häufig vorkommenden und meist als unangemessen empfundenen Nazivergleiche in Diskussionsforen aufmerksam gemacht und bezeichnete diese als sich viral verbreitende Meme (vgl. ebd.). Verstanden als »ansteckende Ideen«, die »von Gehirn zu Gehirn springen« hat Godwin den Begriff aus der Memetik auf ein von ihm beobachtetes, spezifisches, sich musterhaft wiederholendes Ereignis im Internet übertragen, das zum damaligen Zeitpunkt zwar online allgemein bekannt, aber eben noch nicht näher benannt war (vgl. ebd.). Er beschreibt, wie sich sein ›Gesetz‹ infolgedessen selbst auf humoristische Weise memetisch verbreitet hat: Andere Nutzer*innen haben es in den frühen 1990er Jahren als Reaktion auf unangemessene Vergleiche als rhetorisches Mittel in Diskussionen reproduziert und in abgewandelter Form fortlaufend an neue Kontexte angepasst (vgl. ebd.). Damit wurde die ironische Beschreibung eines frühen Internet-Mems unmittelbar selbst memifiziert und kann damit eine zentrale Funktionsweise verdeutlichen: Internet-Meme dienen objektstufig *und* reflexiv besonders auch kommunikativen Zwecken bis hin zur Herausbildung einer eigenen, subkulturell geprägten (Insider-)Sprache, die gewissen Regeln folgt und gleichzeitig Potenzial für fortlaufende kreative Modifikationen bietet. Auch Godwin hielt damals bereits fest, dass die beste Methode, um unangemessenen Memen (wie dem illegitim verwendeten Nazivergleich) online zu begegnen das »memetic engineering« (ebd.) sei – also das Erzeugen eigener guter Meme, um schlechte zu verdrängen. Der Begriff des ›Engineerings‹ macht unübersehbar: Der zielgerichtete, geradezu instrumentelle Umgang mit Memen steht bereits am Anfang memetischer Redeweisen und unterscheidet sich grundsätzlich von den blinden Evolutionsprozessen Darwin'sch-Dawkin'scher Prägung.

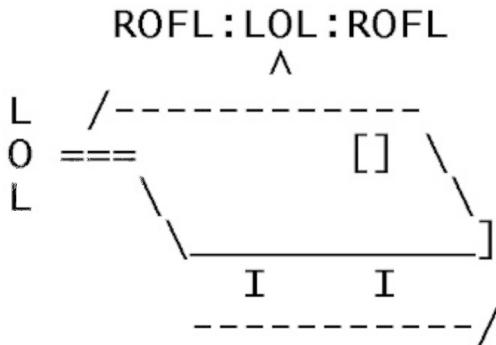
Während aus der wissenschaftlichen Memetheorie offensichtlich kein nachhaltig bedeutsamer Erkenntnisgewinn oder praktischer Nutzen abgeleitet werden konnte, war das zunehmend von der ursprünglichen Memetik abgekoppelte (und begrifflich enger gefasste) Internet-Mem hingegen umso erfolgreicher: Im Gegensatz zur Verbreitung von Ideen und Verhaltensweisen im Sinne der Memetik entwickelten sich Internet-Meme von Beginn an als wesentlicher Bestandteil der Onlinekommunikation, deren prozessueller Charakter unmittelbar für Anwender*innen einsehbar war. Man ›erschuf‹ Meme und

redete auch so über sie. Zudem erfüllten die von Beginn an oftmals eng mit Humor und Ironie verknüpften Internet-Meme neben den spielerisch-experimentellen auch praktische Funktionen der Kommunikation, wie eine Abgrenzung einer Gruppe nach außen durch Insiderwissen: Viele Meme sind nur in Kenntnis ihres Kontextes und der gruppenspezifischen Codes verständlich, was Birkenbihls Bezug auf Blooms *Lucifer Principle* zu bestätigen scheint.

Als Beispiel dafür und gleichzeitig eines der ersten Internet-Meme im deutschsprachigen Raum kann aus heutiger Sicht die sogenannte Bielefeld-Verschwörung gelten: Im Jahr 1993 entstand spontan auf einer studentischen Party die scherhafte Behauptung der Nichtexistenz der Stadt Bielefeld als satirische Reaktion auf damals kursierende Verschwörungserzählungen (vgl. Moskopp/Heller 2013: 34f). 1994 stellte schließlich einer der Beteiligten, der Informatikstudent Achim Held, die satirische Verschwörungstheorie ins Internet (in ein Diskussionsforum im Usenet), von wo aus diese sich in den darauffolgenden Jahren rasant, zunächst als eine Art *Running Gag*, verbreitete (vgl. ebd.). Mit der Übertragung der ursprünglichen Erzählung ins Internet entwickelte sich der *Running Gag* jedoch weiter und ließ ein komplexes Netz aus modifizierten Nachahmungen und sich aufeinander beziehenden Insider-Anspielungen, aber auch negierenden Reaktionen und spielerischen Widerlegungen entstehen. Die Bielefeld-Verschwörung war damit zum populären Internet-Mem geworden. Als netzkulturelles Phänomen wurde das Mem mit wachsender Bekanntheit schließlich auch in medialer und popkultureller Hinsicht aufgegriffen, war Inspiration für Filmproduktionen sowie international beachtete Marketingkampagnen und schaffte es sogar bis auf die höchste politische Ebene, als die damalige Bundeskanzlerin Angela Merkel 2012 von einer Veranstaltung in Bielefeld berichtete und in einem Nachsatz ergänzte: »[...] so es denn existiert« (Zeit 2019). All diese schnelllebigen Dynamiken und kommunikativen Prozesse verdeutlichen, dass es sich bei der Bielefeld-Verschwörung nicht bloß um eine wiederkehrende Behauptung, Insider-Humor oder eine statische Erzählung handelt, da aufgrund der Eigenschaften als Mem eine ›Spielwiese‹ eröffnet wird: Das Mem fordert Rezipient*innen auf, sich in einem Spannungsfeld zwischen Skepsis und partizipativer Teilnahme zu positionieren. Der gemeinschaftliche Bezug auf ein Mem schafft eine implizite soziale Barriere zwischen Außenstehenden und Eingeweihten, wodurch memetische Kommunikation sowohl Identität stiften als auch soziale Kohäsion innerhalb von Gemeinschaften fördern kann. Meme haben das Potenzial, gesellschaftliche Strukturen humoristisch zu hinterfragen oder alternative Räume für Sinnbildung zu schaffen und somit oftmals auch eine politische Ebene. Frühe Meme, wie die Bielefeld-Verschwörung, können als kreativer Umgang und Orientierungsangebot hinsichtlich der neuen Problemfelder gesehen werden, die mit der digitalen Vernetzung, der relativen Anonymität und der ansteigenden Informationsflut einhergegangen sind. Meme als digitale Kommunikationsmittel bieten seitdem Lösungsansätze, indem sie sich schnell dynamisch modifizieren und weiterentwickeln lassen und dabei die Möglichkeiten des Internets nutzen können, um Unsicherheiten und Fragmentierungen in spielerische, sich kollektiv herausbildende Ausdrucksformen zu transformieren. Immer wieder stellten die technischen Limitierungen des Internets Entwickler*innen und Anwender*innen dabei vor neue Probleme, für die kreative Lösungen gesucht worden sind. Wo zu Beginn nur rein textbasierte Kommunikation möglich war, etablierten sich unter anderem diverse Smiley (›Emoticons‹) zur verein-

fachten Darstellung von Gesichtsausdrücken, pragmatische Abkürzungen für häufige Reaktionen in Konversationen (wie LOL für »Laughing Out Loud« oder ROFL für »Rolling On The Floor Laughing«) und grafische Gebilde durch kreative Formatierung und Anordnung von Zeichen (z.B. die sogenannte ASCII-Kunst).

Abbildung 2: Variante einer grafischen Darstellung des sogenannten »Roflcopters« durch Anordnung von ASCII-Zeichen.



Quelle: ROFLcopter, Know Your Meme, <https://knowyourmeme.com/memes/roflcopter> (letzter Zugriff: 16.9.2020).

Ein prägnantes Beispiel ist die Darstellung des sogenannten »Roflcopters«, der als überzeichneter Superlativ verwendet wurde und ein besonders enthusiastisches Lachen zum Ausdruck bringen soll. Die Anordnung der Zeichen lässt die Umrisse eines Hubschraubers erkennen, die integrierten Abkürzungen in Form der Rotorblätter imitieren symbolisch das lautstarke Lachen. Das Problem äußerst begrenzter Möglichkeiten bei der rein zeichenbasierten Kommunikation wurde von Nutzer*innen somit auf kreative Weise gelöst, verdeutlichte jedoch gleichzeitig den Wunsch nach vielfältigeren und nutzer*innenfreundlicheren Möglichkeiten. Mit der wachsenden Popularität des Internets im Verlauf der zweiten Hälfte der 1990er Jahre gab es dann durch die ersten auf privaten Computern lauffähigen Browser erste umfangreiche Möglichkeiten zur Verbreitung von multimedialen Inhalten wie formatierten Texten, Grafiken und Audiodateien (vgl. Moskopp/Heller 2013: 38f). Entwicklungen wie das Einbinden grafischer Emojis und Bildelemente reagierten auf das Problem, dass zentrale kommunikative Elemente wie Emotionen und Reaktionen nur schwer über digitale Medien und Sprachbarrieren hinweg übermittelt werden konnten. Internet-Meme ermöglichen somit eine auch auf visueller Ebene immer ausdifferenziertere Form der Kommunikation. Die aus heutiger Sicht ersten populären, nicht mehr rein textbasierten Internet-Bild-Meme dieser Zeit waren unter anderem das »Dancing Baby« (1996) oder der »Hampsterdance« (1998), die sich in Form von Bild- und Videodateien sowie als animierte GIFs in unterschiedlichen Varianten verbreitet haben (vgl. Palumbo 2022, vgl. Collins 2018). Während viele Mem-Inhalte zu Beginn noch vorwiegend über Links zu Websites und via E-Mail versendet wurden,

änderte sich dies rasant mit dem Aufkommen von Imageboards und sozialen Netzwerken. Auf interaktiven Plattformen wie dem Imageboard 4chan (seit 2003) sowie über das soziale Netzwerk Facebook (seit 2004) und den Mikroblogging-Dienst Twitter (seit 2006, heute: X) wurde es möglich, Postings mit Bildern zu versehen und schließlich multimediale Inhalte immer einfacher mit einer potenziell immer größeren Gruppe zu teilen. Der Affordanzcharakter, der sich auf *Social Media*-Plattformen beispielsweise in Form des »Gefällt mir«-Buttons auf Facebook, Kommentarfeldern unter Postings oder mit der Einführung von Hashtags zeigte, hat die Erstellung und Verbreitung von memetischen Inhalten mutmaßlich ebenso begünstigt wie die mit den Algorithmen und gestaltbaren Accounts einhergehenden Wettbewerbslogiken. Vor dem Hintergrund der Entstehung und Erfolgsgeschichte der Internet-Meme scheint es wenig überraschend, dass inzwischen weltweit auch immer mehr explizit politische Meme miteinander konkurrieren und bereits seit geraumer Zeit gezielt als subtile Waffen in digitalen Kämpfen eingesetzt werden.

Der vorliegende Sammelband zeigt die vielseitigen Anwendungsfelder memetischer Kommunikation bis hin zur politisch-strategischen Verwendung in aktuellen Krisenkontexten auf und verdeutlicht dabei, dass ein subtil-humoristisches Erscheinungsbild nicht zwingend auf harmlose Internetkultur schließen lässt. Noch immer wird häufig unterschätzt, in welchem Ausmaß memetische Kämpfe gesellschaftliche und politische Diskurse auch außerhalb des digitalen Raumes prägen.

Internet-Meme als Mittel politischer Kommunikation

Wir können also eine Reihe entscheidender Verschiebungen um Membegriff ausmachen, in denen dieser sicher in gewisser Weise mutiert. Die Diagnose einer Mutation alleine bedeutet nichts, lässt sich aber aufklären: Der Begriff »Mem« in seinen verschiedenen Spielarten tritt zunächst als eine Lösung in einem Problemfeld auf, indem vererbte und erworbene Eigenschaften aufgeteilt werden sollen. Bereits hier gewinnt »Mem« eine enge Analogie zum »Gen«, die sich auch in der weiteren Entwicklung nicht mehr abstreifen lässt. Auch Dawkins behält die Analogie, verschiebt aber das Problem: Ihm geht es nicht mehr um die Aufteilung von Eigenschaften, sondern um die Plausibilisierung der Replikatorentheorie. Mit seiner Spekulation verschiebt sich das Mem aber von einer quasi-organischen Eigenschaft, die im Gedächtnis aufbewahrt wird, auf eine kulturelle Größe. Die Verschiebung ist wohl kleiner, als sie klingen mag, wie der oft postulierte Zusammenhang von Kultur und Gedächtnis zeigen mag. Die Rede von der Kultur ändert auch die Rolle des Gehirns, insoweit Meme nun auch als Parasiten des Gehirns erscheinen können, als Viren des Geistes. Damit wird ein Stück weit unklar, ob Meme nicht vielleicht schlicht alle geistigen Inhalte umfassen. In diesem Sinne wären Meme nicht virale Störenfriede, die unsere geistigen Prozesse parasitieren, sondern sie sind die Entitäten, in denen unsere geistigen Prozesse stattfinden. Diese Offenheit veranlasste bald Hofstadter und Dennett, ihre naturalistische Auffassung des Geistes u.a. auf Dawkins Spekulation zurückzuführen, die nun als (noch wissenschaftlich auszuarbeitende) Memtheorie erscheint. Wie wir gesehen haben, lädt dies zu vollmundigen Ankündigungen einer solchen Theorie der Memetik ebenso ein wie zu Kritik. Der Ver-

such, eine neue Leitwissenschaft ähnlich der Kybernetik zu etablieren, scheitert, und die ›Memetik‹ findet sich in Nischen gedrängt, aus denen sie in erster Linie populärwissenschaftlich wirksam bleibt. Wir haben hier insbesondere das Coaching, Marketing und Kommunikation genannt: Der Membegriff mutiert erneut: Von einer empirisch noch immer nicht ordentlich bestimmten Größe zu einem Mittel, das Kommunikationsereignisse nicht nur beschreibt, sondern die Manipulation von Kommunikation instrumentell ermöglicht. *Wer nämlich die Gesetze der Meme und ihre Rolle für das Denken kennt, kann Meme auch gezielt herstellen und verbreiten.* Die Regeln müssen nur gekannt und geschickt angewandt werden. Die Memetik wird dabei selbst zu einem Mem: Es wird wiederholt, verstellt, umerzählt, mutiert, verschoben und immer wieder neu angepasst. Die Memetik liegt, auch wenn es sie gar nicht so recht gibt, spätestens in den 1990er Jahren in der Luft – sie hat damit aber ihr Problem verloren. Sie ist zu einem vagen Begriffsangebot für ein noch unbestimmtes Problem geworden. Dies ist der Moment, in der sie für die Beschreibung von Netzphänomenen aufgegriffen wird: Erst für die Beschreibung sich wiederholender Diskursmuster und Nachahmungen, bald aber auch für die Beschreibung der Ausdrucksweisen der Netzkultur. Und dann schließlich zum Begriff für Bildinhalte in der nächsten, entscheidenden Mutation: Das Mem springt von der Inhalts- auf die Ausdrucksseite und wird vom Replikator zum Vehikel. War dies bei Semon und bei Förster vielleicht mangels klaren materiellen Substrats noch nicht klar entscheidbar, ordnet die Replikatorentheorie das Mem analog dem Gen in gewisser Weise auf die Inhaltsseite. Mem bzw. Gen ist der Replikator, der sich im Vehikel ausdrückt. Diese der Semiotik entnommene Unterscheidung erlaubte es, die Reichweite der Gen-Mem-Analogie zu begrenzen: Während das Gen molekular selbst kopiert wird, verbreitet sich das Mem, in dem es durch ein beobachtendes Gehirn von seinem Ausdruck abgepaust wird. Die Erfindung des Internet-Mems vor der Verengung auf das Internet-Bild-Mem changiert noch zwischen Inhalt und Ausdruck: Godwin's Law und die Bielefeld-Verschwörung sind memetisch, insoweit etwas am Inhalt gleich bleibt und sich verbreitet. Emoticons und ROFLCOPTER sind dagegen stärker auf die Ausdrucksseite bezogen. Mit der Verengung auf Internet-Bild-Meme beginnt die Ausdrucksseite zu dominieren: Analysiert wird der Ausdruck von Internet-Bild-Memen, von ›memes‹, als multimodale Text-Bild-Arrangements. Die Begriffsgeschichte sinkt zur Standarderzählung herab, die selbst gewissermaßen memetisch wird. Die Eigenschaften der Meme geraten ins Schwimmen, mehr noch: Sie geraten miteinander in eine Spannung, die die gesamte Rede von der politischen Kommunikation mit Memen durchzieht. Die übliche Rede über Internet-Bild-Meme charakterisiert dies als schnellebig, veränderungsfreudig und anschlussfähig. Für die Ausdrucksseite der ›memes‹ trifft dies sicher auch zu. Ihre Inhaltsseite, die sie als Zeichen haben müssen und auf der wir ihre politischen Narrative, Themen und Diskurse finden, muss langlebig sein und eine gewisse Stabilität aufweisen, um erfolgreich zu sein. Böswillig gesagt sind Ressentiments die ältesten und stabilsten Meme, die gegenwärtigen Meme der extremen Rechten nur ihr flüchtiger Ausdruck, nämlich ihr Vehikel. Diese Spannung muss durchgehalten werden, damit die Rede von der politischen Kommunikation sinnvoll sein kann. Beispielsweise die von uns im MISRIK-Projekt untersuchten Strategien der neuen Rechten, memetische Kommunikation ›metapolitisch‹, d.h. zur Verschiebung von Sagbarkeiten und Werten im vorpolitischen Raum mit dem Ziel politischer Macht einzusetzen, sind nur dann

sinnvoll formulierbar, wenn Kurz- und Langlebigkeit sowie Veränderungsneigung und Stabilität gleichzeitig gedacht werden können. Solange es nur um die kurzlebigen, sich ständig verändernden (und damit falsch verstanden) ›memes‹ geht, haben wir es mit einem spannenden, ästhetisch interessanten und popkulturellen Phänomen zu tun, dessen politische Wirkung wir behaupten und vielleicht messen, aber nicht verstehen können. Verstehen wir Internet-Bild-Meme hingegen einseitig als Meme, die langlebig und stabil sind, verstehen wir die memetische Praxis nicht. Es scheint demgegenüber darauf anzukommen, dass wir die schnelllebigen Ausdrücke der Internet-Bild-Meme ebenso verstehen können wie ihre langlebigen, stabilen Inhalte, die, wie unsere Studien der memetischen Praxis der neuen Rechten gezeigt haben, als formale und materiale Topoi (vulgo: Gemeinplätze) oder vielleicht auch Narrative zu begreifen sind, die immer wiederkehren. Damit sind nicht die typischen Figuren gemeint, die in Memen auftauchen, obwohl diese natürlich auch eine Rolle spielen. Es kommt auf die langfristigen Topoi und Narrative an, die in immer neuem Gewand auftauchen.

Die Studien in diesem Sammelband unternehmen dies methodisch und thematisch vielfältig: **Konstanze N'Guessan** eröffnet mit einem Beitrag, der René Magrittes Gemälde »Ceci n'est pas une pipe« als Ausgangspunkt nimmt, um die Perspektive der Ethnologie auf Memetik und Metapolitik zu diskutieren. Sie zeigt, dass Meme weit über bloße Spielereien hinausgehen, gerade weil sie als humorvolle oder ironische Spielerei erscheinen: Die Wirksamkeit der Mempraxis liegt darin, dass sie affektive Gemeinschaften begründen. **Sebastian Schuol** betrachtet Meme im Kontext ihrer Ursprünge als Analogie zum Gen und untersucht, ob und wie sie evolutionären Selektionsprozessen unterliegen. Sein Befund ist negativ: Der Graben zwischen der Darwin'schen Evolutionstheorie, die auf blinde Prozesse abstellt, und der strategischen memetischen Kommunikation im politischen Kontext ist zu tief.

Kai Denker setzt dann noch einmal an und versucht, Internet-Bild-Meme als komplexe Zeichen zu erfassen: Internet-Bild-Meme bilden eine Sprache. Wir kommen weiter, wenn wir das Erbe der Evolutionsmetaphorik zugunsten einer semiotischen Analyse ablösen. Die Semiotik liefert Ansätze einer Untersuchungsmethode, die die Wirksamkeit der Mempraxis nahe an die klassische Rhetorik heranführt. Danach analysiert **Konstantin Betscheider** unter der Überschrift »The left can't meme« die Semiotik und Semiose von Internet-Memen. Auch für ihn sind Internet-Bild-Meme Zeichen, fokussiert aber anhand des »loss«-Mems virale Abstraktionsprozesse: Es scheint, dass es für die Viralität von Internet-Bild-Memen weniger auf die konkreten Inhalte, sondern eher auf die Form des Inhalts sowie dessen einfache Wiederhol- und schnelle Verstehbarkeit ankommt. **Kevin Pauliks** definiert dann Meme als »digitale Metabilder«: Diese beziehen sich nicht nur aufeinander, sondern auch auf sich selbst, indem sie sich mit der Memhaftigkeit von Memen und überhaupt der Bildhaftigkeit anderer Bilder auseinandersetzen. Kurz gesagt liefert bereits die Mempraxis einer Reflexion auf den Bildcharakter der Memen, was bei ihrer Analyse stets mitzudenken ist.

Georgios Terizakis und **Vincent Knopp** charakterisieren sodann Meme als politikwissenschaftlich relevantes Phänomen: Sie betrachten Meme als Instrument neurechter Metapolitik und zeigen, wie rechte Akteure Grauzonen strategisch nutzen, um die Grenzen des Sagbaren zu verschieben. Methodisch fokussieren sie hierbei kommunikative Strukturen und Narrative, wie etwa die Immunisierung, das (Re-)Framing, die Po-

larisierung oder die Personalisierung. Die Mechanismen laufen auf die rhetorische Figur des Enthymems und damit auf die kommunikative Funktion des Insinuierens hin- aus. **Dirk von Gehlen** hingegen zieht Parallelen zwischen digitalem Diskurs und politischer Debatte und warnt vor der Gefahr, Meinungen zu »memifizieren«. Es handele sich um eine Glut-Theorie: In einer Logik des Anheizens bilden memetische Erzählmus- ter Identitäten und Gruppenzugehörigkeiten in einer sich verschärfenden politischen Auseinandersetzung. **Frauke Domgörgen, Aleksandra Vuadinovic** und **Oliver Ruf** lesen Meme ebenfalls als politische Phänomene in einer medienkulturellen Praxis und analy- sieren ihre Medienästhetik. Sie zeigen, wie Halbwahrheiten Meme anschlussfähig ma- chen, Ausschließungssysteme auf individueller und kollektiver Ebene erzeugen und wie sie qua gemeinsamen Verständnis identitätspolitische Botschaften enthalten – bis hin zu minderheitenfeindlichen Ressentiments des ›digitalen Faschismus‹. **Nick Nestler** fo- kussiert in seiner Analyse die Inszenierung von Krisen als wesentliches Fundament für die strategische Vorgehensweise der extremen Rechten. Anhand ausgewählter rechts- extremer Meme mit aktuellen Krisenbezügen untersucht er die Strategien hinter explizit menschenverachtenden, teils aber auch subtil oder harmlos erscheinenden Inhalten und verdeutlicht ihre Funktionsweise als einflussreiches Mittel im Kampf um politischen Einfluss. Der Beitrag verweist dabei nicht zuletzt auch auf die Aktualität und Aussage- kraft von Überlegungen des Philosophen Ernst Cassirer zum mythischen Denken, wel- che bislang in der Rechtsextremismusforschung zu wenig Beachtung fanden. **Vanessa Prattes** untersucht anhand des Ansatzes der *Moral Iconography* Meme, die historische Fo- tografien aus der Zeit des Nationalsozialismus verwenden, um Jüdinnen*Juden als »Mo- ralisch-Andere« zu konstruieren. Sie zeigt, wie solche Bilder die Erinnerungskultur ins Gegenteil verkehren können, indem sie die eliminatorische Ideologie des Nationalso- zialsozialismus in der aktuellen Erinnerungskultur fortzuführen vermögen. **Anne Pei- ter** befasst sich mit dem memetischen Potenzial der Corona-Proteste, insbesondere in der Querdenker-Szene in Deutschland und Frankreich. Sie zeigt, wie über Meme ge- teilte Erinnerungsräume entstehen, in denen antisemitische und rassistische Narrati- ve virulent werden. Auch sie diagnostiziert eine perverse Umkehr der Erinnerungskul- tur, die das antirassistisch-antifaschistische »Nie wieder!« gegen Jüdinnen*Juden rich- tet. **Xavier Toscano** schlägt vor, Meme über den Ukraine-Krieg als ›dialektische Bilder‹ im Sinne Walter Benjamins zu lesen, da sie Krisen in vergleichender Weise rezipieren. Er argumentiert, dass die dynamischen und kontextabhängigen Bild-Meme nicht etwa als Dokumentation fungieren, sondern auch neue epistemische Perspektiven und kritische Subjektivitäten schaffen, indem sie visuelle Strukturen zwischen historischen Momen- ten kontrastieren. Das ›Memeing‹ ist gerade die Praxis einer solchen Vernetzung des Vi- suellen. **Olga Ryabchenko** analysiert die memetische Verarbeitung des Russland-Ukrai- ne-Konflikts auf ukrainischen sozialen Netzwerken, wo sie Heroisierungen, Verhöhnu- gen und Symbole wie Traktoren als Ausdruck von Widerstand identifiziert. Es zeigt sich, dass Internet-Meme eine humorvolle und damit emotional entlastende Wirkung in der ukrainischen Bevölkerung haben, etwa indem sie russische Soldaten ridikulieren und deren vermeintliche Unbesiegbarkeit narrativ unterlaufen. **David Meier-Arendt** widmet sich dann wieder extrem rechte Gewalt thematisierenden Internet-Bild-Memen als eine Form der politischen Agitation. Er untersucht ihre Funktions- und Wirkungsweisen im Rahmen extrem rechter Strategien, die sowohl radikale wie gemäßigte Rezipient*innen

ansprechen sollen: Humor, Ironie und strategische Provokation öffnen ein breites Spektrum an anschlussfähigen Interpretationsmöglichkeiten. **Vincent Knopp** schließlich fokussiert die politische Erwachsenenbildung: Er berichtet von einer Untersuchung, in der Erwachsene ohne rechten Hintergrund mit extrem rechten Internet-Memen konfrontiert wurden. Die Reaktionen reichten von Irritation und Ablehnung bis hin zu Verharmlosung. Knopp argumentiert, dass Meme didaktisches Mittel sein können, um in Seminaren extreme rechte Strategien und Narrative auch in präventiver Absicht zur Sprache zu bringen.

*

Ein solcher Sammelband ist nie die Arbeit von Beitragenden und Herausgeber*innen allein, sondern im Hintergrund steht ein Team, das hier und da einspringt, Hinweise gibt, Texte immer wieder mit spitzer Feder durchgeht, penibel auf Formatierungen achtet, geduldig auf große und kleine Fehler hinweist und die Moral hochhält, wenn sich die Arbeit an anderer Stelle auftürmt. Zu nennen sind hier: Dagmar Bellmann, Jörn Laakmann, Stefan Andreas Meyer, Katharina Möbius, Felix Rieger, Nico Schwinn und Tim-David Zenglein, die uns tatkräftig durch dieses Projekt begleitet haben. Für unseren Workshop, dem dieser Band vorausging, bedanken wir uns außerdem bei Georgios Terizakis, der die Moderation übernahm. Und wir bedanken uns bei der namenlosen Studentin, die einsprang, als der per Zoom zugeschaltete Ukrainisch-Übersetzer von Olga Ryabchenko mitten im Vortrag von einem vermutlich kriegsbedingten Stromausfall betroffen war. Wir danken außerdem den Studierenden unseres Seminars zur Computerphilosophie und sozialen Netzwerken an der TU Darmstadt, die durch hartnäckiges Nachfragen unsere Diskussion weit nach vorne gebracht haben. Sämtliche Fehler, Unachtsam- und Fragwürdigkeiten des vorliegenden Bandes liegen hingegen vollständig in der Verantwortung der Herausgeber.

Literaturverzeichnis

- Birkenbihl, Vera F. (2009): »Viren des Geistes«, DVD mit Bonusmaterial, 126 Minuten, o.O.: Best Entertainment.
- Blackmore, Susan (1999): *The Meme Machine*, Oxford: Univ. Press.
- Bloom, Howard (1995): *The Lucifer Principle. A Scientific Expedition into the Forces of History*, New York: Atlantic Monthly Press.
- Burman, Jeremy Trevelyan (2012): »The misunderstanding of memes: Biography of an unscientific object, 1976–1999«, in: *Perspectives on Science* 20 (1), S. 75–104. Cloak, F. Ted (1975): »Is a cultural ethology possible?«, in: *Human Ecology* 3, 161–182.
- Cohen, Fred (1984): Computer Viruses – Theory and Experiments. Electrical Engineering and Computer Science (EECS), University of Michigan. <https://web.eecs.umich.edu/~aprakash/eecs588/handouts/cohen-viruses.html> (letzter Zugriff: 18.9.2024).
- Collins, Leah (2018): The oral history of the Hampsterdance: The twisted true story of one of the world's first memes, CBC Arts, 27.12.2018, <https://www.cbc.ca/arts/the-o>

- ral-history-of-the-hampsterdance-the-twisted-true-story-of-one-of-the-world-s-first-memes-1.4958325 (letzter Zugriff: 16.9.2020).
- Dawkins, Richard (2006): *The selfish gene*. 30th anniversary ed, Oxford: Univ. Press, zuerst 1976 ebenda.
- Dawkins, Richard (1999): *The Extended Phenotype. The Long Reach of the Gene*, Oxford: Univ. Press.
- Dawkins, Richard (1993): *Viruses of the Mind*, in: Bo Dahlbom (Hg.): *Dennett and his Critics. Demystifying Mind*. Oxford: Blackwell. S. 13–27.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus*, Berlin: Merve.
- Deleuze (2000), Gilles/Guattari, Félix (2000): *Was ist Philosophie?*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Denker, Kai/Knopp, Vincent/Nester, Nick/N'Guessan, Konstanze/Terizakis, Georgios (2024). Extrem rechte Internet-Meme als Mittel der politischen Propaganda, in: *Demokratie gegen Menschenfeindlichkeit*, 2/2024, S. 160–171.
- Edmonds, Bruce (2002): »Three Challenges for the Survival of Memetics«, in: *Journal of Memetics – Evolutionary Models of Information Transmission*, 6. http://cfpm.org/jom-emit/2002/vol6/edmonds_b_letter.html.
- Edmonds, Bruce (2005): »The revealed poverty of the gene-meme analogy – why memetics per se has failed to produce substantive results«, in: *Journal of Memetics – Evolutionary Models of Information Transmission*, 9. http://cfpm.org/jom-emit/2005/vol9/edmonds_b.html.
- Fleck, Ludwik (1935): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980, zuerst 1935 bei Benno Schwabe.
- Förster, Heinz (1958): *Das Gedächtnis. Eine quantenphysikalische Untersuchung*, Wien: Franz Deuticke.
- Godwin, Mike (1994): *Meme, Counter-meme*. *Wired*, 1.10.1994, <https://www.wired.com/1994/10/godwin-if-2/> (letzter Zugriff: 18.9.2024).
- Hofstadter, Douglas R./Dennett, Daniel C. (1981): *The Mind's I. Fantasies and Reflections on Self and Soul*, Sussex: Harvester Press.
- Hubig, Christoph (2015): »Komplexbegriffe: Der Einstieg in problemorientierte Interdisziplinarität«, in: Hardy Frehe/Lina Klare/Georgios Terizakis (Hg.), *Interdisziplinäre Vernetzung in der Lehre. Vielfalt, Kompetenzen, Organisationsentwicklung*, Tübingen: Narr, S. 15–24.
- Knopp, Vincent/Terizakis, Georgios/Denker, Kai/Groß, Eva/Häfele, Joachim/Pollich Daniela (2024): *Rechtsextreme Meme. Eine praxisorientierte Einführung für die Ausbildung in Polizei und Sozialwissenschaften*, Bielefeld: transcript/UTB.
- Maresch, Rudolf (1997): *Memesis. Zukunft der Evolution*, Telepolis Onlinearchiv, 7.1.1997, <https://www.telepolis.de/features/Memesis-Zukunft-der-Evolution-3412648.html> (letzter Zugriff: 16.9.2024).
- Moskopp, Nils D./Heller, Christian (2013): *Internet-Meme. kurz&geek*, Köln: O'Reilly, <https://www.internetmeme.de/> (letzter Zugriff: 16.9.2024).
- Nowotny, Joanna/Reidy, Julian (2022): *Memes – Formen und Folgen eines Internetphänomens*, Bielefeld: transcript.

- Palumbo, Jacqui (2022): The internet's famous dancing baby from 1996 is getting a new look, CNN 5.5.2022, <https://edition.cnn.com/style/article/dancing-baby-meme-nft/index.html> (letzter Zugriff: 16.9.2024).
- Renker, Laura-Christiane (2008): *Virales Marketing im Web 2.0. Innovative Ansätze einer interaktiven Kommunikation mit dem Konsumenten*, München: IFME.
- Rötzer, Florian (1996): Computerviren und Meme, Telepolis Onlinearchiv, 19.12.1996, <https://www.telepolis.de/features/Computerviren-und-Meme-3412639.html> (letzter Zugriff: 16.9.2024).
- Schrödinger, Erwin (1967): *What is Life? The Physical Aspect of the Living Cell with Mind and Matter & Autobiographical Sketches*, Cambridge: University Press.
- Semon, Richard (1904): *Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens*, Leipzig: Verlag von Wilhelm Engelmann.
- Shifman, Limor (2014): *Meme. Kunst, Kultur und Politik im digitalen Zeitalter*, Berlin: Suhrkamp.
- Zeit (2019): Stadt Bielefeld: Bielefeld existiert, dpa-Meldung publiziert in Zeit Online am 17.9.2019, <https://www.zeit.de/news/2019-09/17/stadt-bielefeld-bielefeld-existiert> (letzter Zugriff: 16.9.2020).

Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: <https://knowyourmeme.com/photos/2979250-guy-sipping-beer-on-a-couch-stock-image> (letzter Zugriff: 5.1.2025).
- Abbildung 2: ROFLcopter, Know Your Meme, <https://knowyourmeme.com/memes/roflcopter> (letzter Zugriff: 16.9.2020).